

Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

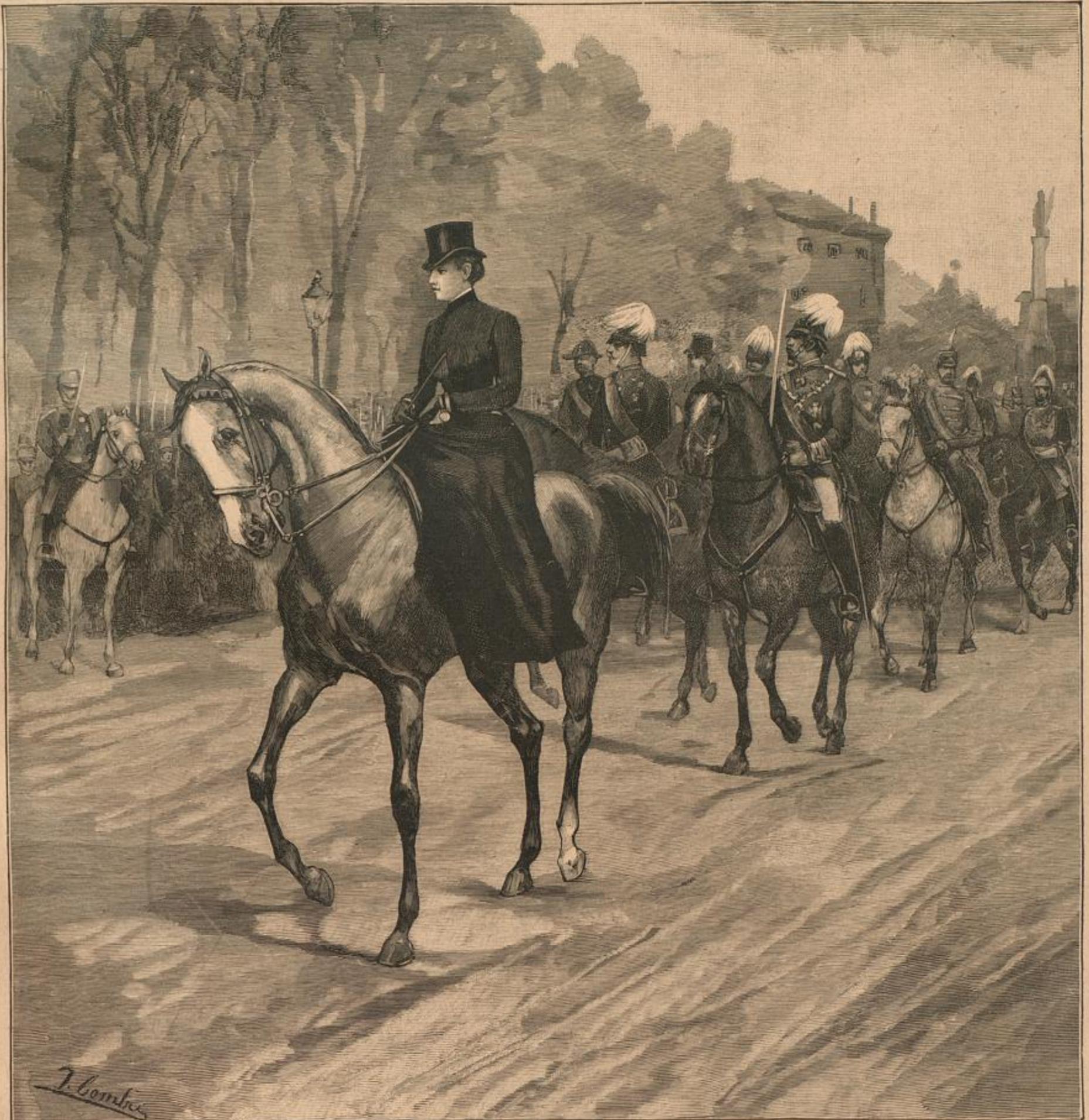
Nr. 22.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 26. Juni 1887.

Große Ausgabe mit Supplement
und allen Kupfern: 4½ M.

XIV. Jahrg.



Die Königin-Regentin Marie Christine von Spanien auf der Truppen-Revue in Madrid. Von J. Comba.

Seitdem der Tod den jugendlichen König Alfons XII. von Spanien seinem Volke und seiner Familie entriß, widmet sich die Königin Marie Christine in treuer Umgebung ihren schweren Pflichten als Regentin des Landes. Die Gewissenhaftigkeit, mit der sie für ihr unmündiges Söhnchen den Thron hütet, findet den schönsten Lohn in der Liebe und Verehrung, welche ihr vom Volke entgegengebracht wird. Und wenn es noch eines Beweises

bedurfte, daß Madrid die Tugenden der Regentin freudig anerkennt, so wurde er bei der vor kurzem abgehaltenen Truppen-Revue in unzweideutigster Weise erbracht. Es war in der That ein glänzendes Fest, an dem nicht bios das Militär und der Hof, sondern die gesammte Bevölkerung jubelnd theilnahm. Von einem zahlreichen Gefolge begleitet, begab sich die Königin zu Pferde zu der Besichtigung der Truppen aller Woffengattungen.

Der Zug bewegte sich durch die belebtesten Straßen der Hauptstadt. Voran ritten vier Leibgardisten, dann folgte die Königin in einem einfachen schwarzen Reitleide, ihr zur Linken in respectvoller Entfernung der Kriegsminister. Ueberall wurde die hohe Frau enthusiastisch begrüßt, und man streute ihr Blumen auf dem Weg. Unser Bild zeigt die Königin in dem Augenblick, wo sie die Front der Truppen abreitet.

Die Swiniarka.

Novellette von Helene v. Bögendorff-Grabowski.

(Schluß.)

Barbara schüttelte heftig den Kopf. „Das ist ein schlechter Rath, Pan Wladimir,“ sagte sie. „Wenn man Jemandem ein Leid zufügt, so muß man es gut zu machen versuchen.“

„Damit würden Sie in diesem Falle Ihre ‚Schuld‘ nur vergrößern, theuere Bassia. Zu Ihrer Beruhigung sei es gesagt: ich glaube nicht, daß Henryk sich von Ihnen beleidigt hält. Ich meine, er geht aus einem anderen, crasseren Grunde, den Sie ehren müssen, auch ohne ihn zu kennen.“

„Das sind Räthsel!“ erwiderte sie ungeduldig. „Ich will aber Klarheit. Ich bin fest entschlossen, mit Pan Zaluski selbst zu sprechen!“

Pan Wladimir nickte die Achseln. „Dann bin ich mit meinem Latein am Ende,“ sagte er, in seinen gewohnten, halb scherzenden Ton zurückfallend. „Das Fatum scheint übrigens mit Ihnen zu sein, — lupus in fabula!“

Der eben eintretende Zaluski gewahrte sofort, daß man etwas Besonderes, und daß man von ihm selbst gesprochen hatte; er las es in den Mienen der Beiden, und diese Wahrnehmung machte ihn befangen. Auch Barbara schien durch die Ueberraschung in den Bann gethan. Gesenkten Blickes, halb von dem Hinzugekommenen abgewendet, machte sie sich mit ihren Blumen zu thun. Pan Wladimir durchschnitt den Knoten als echter Alexander. „Fragen Sie ihn nun, Panna Bassienta,“ sagte er, nach seinem Hute greifend. „Ich will indessen schnell einen Blick in die ‚Warschauer‘ von heute Morgen thun. Und Du, Henryczko, antworte ganz ehrlich. Verstehst Du?“

In der nächsten Secunde waren die Beiden allein, und Zaluski trat näher zu dem Tische, auf welchem Barbara ihre Sträuße ordnete. „Sie wünschten eine Frage an mich zu stellen, Panna Barbara?“

Der fremdliche Ton seiner Stimme verlieh ihr Muth zu schneller Entgegnung: „Mehr als eine, Pan Zaluski! Die erste betrifft Ihre so unvermuthet schnelle Abreise. Sie gehen um meinetwillen, nicht wahr?“

Als er nicht sogleich antwortete, fuhr sie eindringlicher fort: „Ich weiß es ja, daß ich Sie mehrfach verlegt, daß ich Ihnen gegenüber schlechte Gastfreundschaft geübt habe, Pan Zaluski! Aber es ist mir jetzt aufrichtig leid, und ich bitte Sie, mir zu vergeben und — Kotno nicht so eilig zu verlassen!“

„Letzteres ist leider nothwendig, Panna Barbara. Aber Sie dürfen sich versichert halten, daß ich ohne Groll von Ihnen scheide. Die Härten, welche mir während unseres kurzen Verkehrs von Ihrer Seite entgegentraten, habe ich weit mehr um Ihre Willen beklagt, als weil sie mich, — was ich nicht leugne, — momentan verletzten. Es fällt mir nicht ein, mich für beleidigt zu halten.“

„Aber warum verlassen Sie uns dann so unmotiviert plötzlich? Ich denke wohl, daß wir ein Recht haben, auf diese Frage eine ehrliche Antwort zu verlangen.“

„Leider muß ich Ihnen dieselbe dennoch vorenthalten, Panna Barbara.“

„Sehr schön, in der That! So erfreut sich, wie es scheint, in diesem Hause nur Frau Zadowka Ihres Vertrauens, Pan Zaluski?“

Er zuckte leicht zusammen, und eine heiße Blutwelle ergoß sich über sein Antlitz.

„Wie soll ich Ihre Worte verstehen, Panna Barbara?“ fragte er in einem Tone, aus welchem Bestürzung und Befangenheit deutlich hervorklangen.

„Das will ich Ihnen sagen, Pan Zaluski. Ich habe keinen Grund, anders als aufrichtig zu sprechen: Frau Zadowka hat mir das zwischen Ihnen Beiden geführte Gespräch vom gestrigen Abend mitgetheilt.“

„Unmöglich, Panna Barbara! Unmöglich!“

„Warum das?“

„Weil Frau Zadowka mich ausdrücklich dazu verpflichtete, gegen Jedermann darüber zu schweigen. Ich gab mein Wort, und das eben ist es, was mich abhielt, Ihnen die gewünschte ‚ehrlche‘ Antwort zu ertheilen.“

„Das verstehe ich nicht! Was hat denn Ihre Abreise mit diesem Gespräche zu thun?“

„Das müssen Sie wissen, wenn Ihnen sein Inhalt bekannt ist. Aber, Panna Barbara, eine Angelegenheit so delicater Natur entzieht sich, wie ich glaube, der Erörterung zwischen Ihnen und mir.“

„Ich muß dennoch darauf bestehen, Pan Zaluski, — selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen wieder einmal für unartz gehalten zu werden. Ich habe Gründe, deren Wichtigkeit Sie späterhin selbst anerkennen werden, jetzt allen Ernstes die ‚ehrlche‘ Antwort zu verlangen.“

Für die Dauer einer Secunde schwankte er noch, dann trat ein entschlossener Ausdruck auf sein Antlitz.

„Sei es denn,“ sagte er, den Stuhl, auf welchen sie mit stummer Handbewegung deutete, heranziehend. „Frau Zadowka's Indiscretion entbindet mich meines Wortes, und vielleicht haben Sie Recht. Vielleicht ist es in der That am besten, wenn nichts Unausgesprochenes zwischen uns bleibt. Sehen Sie, Panna Barbara, als Frau Zadowka das Gespräch mit mir begann, geschah es, wie sie sagte, in Ihrem Interesse. Da ich gewissermaßen Mutterstelle an Bassienta vertrete, so halte ich es für meine Pflicht, den Lebensweg des geliebten Kindes von Irrthümern und Kämpfen frei zu halten, so ungefähr sprach sie und knüpfte daran die vertraute Mittheilung, daß Pan Dombrowicz bereits über die Hand seines Mündels verfügt habe und ihrer Einwilligung gewiß sein könne, wenn nicht ‚dritte Personen‘ durch schädliche Beeinflussung der Empfindungen des unerfahrenen Mädchens hindernd in den Gang der Angelegenheit eingriffen. Das ward mit nicht mißzuverstehender Betonung und in einer Art, als sei es zugleich Pan Jakob's Willensmeinung, ausgesprochen. Zum Schluß hielt Frau Zadowka es für nöthig, mich zu warnen, — aber ich denke, das Gesagte genügt schon, um Ihnen klar zu machen, daß und warum ich gehen muß.“

„Erlauben Sie, Pan Zaluski! Ich weiß auch, wovor Frau Zaluska Sie warnte, und möchte nun doch die beiden ernstern, schwerwiegenden Gründe kennen lernen, welche die Möglichkeit einer Bewerbung um Barbara Wolanska für Sie völlig ausschließen! Wollen Sie mir auch diese Frage beantworten? Sie können es getroßt thun. Ich sehe die ganze Sache völlig objectiv an.“

„Das vermag ich von mir leider nicht zu sagen! Gerade jenes Gespräch mit Frau Zadowka verhalf mir zur Klarheit über mich selbst. Vielleicht werden Sie mich in ähnlicher Weise, wie um der Swiniarka willen, verspotten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich damals in Warschau eine Art Cultus mit Ihrem Bilde getrieben, Fräulein Barbara, — daß die geheimnißvolle, räthselhafte Lieblichkeit des Bildes, welcher mir Tag um Tag lebendiger zu sagen schien: ‚Komm und löse das Räthsel meines Lebens!‘ endlich eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Original in mir erweckte, und daß dieses Original, als ich ihm eines Tages wirklich gegenüberstand . . .“

„Warum stocken Sie, Pan Zaluski? Ich kann die Wahrheit vertragen. Das Original kuirte Sie, nicht wahr?“

„Es kuirte‘ mich nicht, obichon ich erkennen mußte, daß seine seelischen Eigenschaften himmelweit hinter meinen Erwartungen zurückblieben. Sie können trotzdem so unwiderstehlich liebenswerth erscheinen, Panna Barbara, und häufig so blicken, wie das Bild blüht: so verheißungsvoll, so herzengwarm, so — ich weiß nicht wie! Und dann beginne ich immer wieder von einem ungehobenen Schatze auf dem Grunde Ihrer Seele zu träumen . . . Kurz gesagt: es ist mir unmöglich, gleichgültig neben Ihnen herzuzugehen! Sie beeinflussen meine Gedanken und Empfindungen, — und das wäre ein großes Unglück für mich, wenn ich nicht hoffen dürfte, fern von Ihnen meiner Gefühle Herr zu werden und die verlorenene Gemüthsruhe wiederzufinden. Ich bin ein Mann, der nichts bedeutet in der Welt, der arbeiten muß, um zu leben. Schon deshalb würde ich, — das ist einer meiner Gründe, — niemals so kühn sein, mich auch nur in Gedanken in die Reihe Ihrer Bewerber zu stellen. Aber selbst wenn dieser äußere Hinderungsgrund nicht bestünde, so spräche ein innerer ernstlich dagegen, daß ich jemals danach streben könnte, Panna Wolanska's Reizung zu gewinnen. Ich glaube nicht, daß ein Weib, dessen Herz kalt bleibt, dessen Lippen lächeln können beim Anblick leidender oder kummervoller Mitmenschen, edler, warmer Herzensregungen überhaupt fähig ist, — und ich würde mich deshalb unglücklich fühlen in seinem Besitze, um so unglücklicher, je mehr ich es liebte! . . . Ich komme mir wahrhaftig herzlich albern vor, indem ich Ihnen das Alles sage, Panna Barbara, — aber Sie wünschen es so. Sie haben nun wieder etwas, worüber Sie lachen, was Sie einen ‚originellen Scherz‘ nennen können. Ich gebe es ja zu, daß, — zumal in einer Zeit, worin es für uns Männer leider Mode geworden, bei der Wahl einer Lebensgefährtin nach der Seelenzahl ihres Grundeigenthums zu fragen, bevor daran gedacht wird, ob sie selbst eine Seele besitzt, — ich gebe zu, daß Anschauungen, wie die meinige, abgesehen erscheinen mögen. Man lasse mir meine ‚fixe Idee‘! Ich bin zu unbedeutend, als daß sie Jemandem im Wege stehen könnte . . . Sie zürnen doch nicht, Panna Barbara?“

Als sie nur heftig das tiefgejunkte Haupt schüttelte, fuhr er fort: „Meine Gedanken werden noch oft nach Kotno zurückkehren, wenn wir einander auch nicht wiedersehen, und wenn es mir auch gelingt, im altgewohnten Pflichtenkreise mit Gelassenheit auf den schmerzhaft süßen Traum dieser Zeit zurückblicken zu lernen. O, Barbara! Warum konnte ich nicht unter einem glücklicheren Stern geboren, — warum konnten Sie nicht, statt der Erbin,

ein armes Mädchen mit reicher, schöner Seele sein, das mich liebte und meinen stillen Lebensweg mit mir zu gehen bereit wäre?“

Die letzten Worte hatte Pan Zaluski mit erhobener, leidenschaftlich bewegter Stimme gesprochen; im nächsten Augenblick erschraf er über sich selbst und über die Wirkung des kleinen, halb ohne sein Wissen und Wollen aus der Tiefe seiner Seele emporgestiegenen Gefühls-ergusses. Barbara Wolanska stand hochaufgerichtet, mit glühenden Wangen, vor ihm; um ihre stolzgeschürzten Lippen zuckte es, — er wußte nicht, ob in Spott oder Zorn, — und aus den sonst so kühl blickenden schwarzen Augen schlugen ihm jähe Flammen entgegen. Aber das wahrte nur einen Moment. Im nächsten Augenblick befand sich Henryk Zaluski allein, bevor er noch recht zum Bewußtsein der Situation gekommen war. „Vermuthlich zürnt sie dennoch!“ sagte er zu sich selbst. „Warum mußte ich mich auch noch zuletzt so vergessen! Nun, was thut es schließlich? Jetzt kennt sie mich ganz und wird nicht mehr wünschen, daß ich hierbleibe.“ Er zog eine kleine, blasse Ater aus dem über den Tisch verstreuten Grün, zur Erinnerung an diese Stunde, an die ganze märchenhafte Zeit, welche mit dem heutigen Abend ihren Abschluß erreichen sollte. —

Es gab heute prachtvollen Mondschein, und deshalb gewahrte Henryk Zaluski die Gestalt der Swiniarka bereits von Weitem, als er, seinem Versprechen gemäß, die alte Scheune vor dem Dorfe zum letzten Mal aufsuchte. Die Kleine saß wie immer, gleich einem Kästchen zusammen gekauert, im Schatten des Scheunenthores und rührte sich nicht, als er herantrat. Auch das war er gewöhnt. „Guten Abend, kleine Swiniarka,“ sagte er gütig. „Ich komme etwas spät und habe gar nicht viel Zeit. Aber ich that Alles, was mir gut schien für Dein Fortkommen, und hoffe nun, daß Du brav und fleißig sein und Dir Mühe geben wirst, die Zufriedenheit Deiner Herrin zu gewinnen. Dann wird die gnädige Panienska auch weiterhin für Dich sorgen, was ich, wie Du weißt, nicht kann, da ich niemals wieder hierher zurückkehre. Und wenn Du nun noch einen besonderen Wunsch hast, Mädchen, so vertraue ihm mir an. Diesen Abend werde ich dann mit Deiner Herrin zum letzten Mal über Alles sprechen.“

„Das brauchen Sie gar nicht, Pan Zaluski!“ sagte in diesem Augenblick eine klare, junge Stimme, welche der überrascht Zurückweichende als diejenige der Herrin von Kotno erkannte. Die zusammengekauerte Gestalt erhob sich und trat hochaufgerichtet aus dem Schatten in den Lichtkreis des Mondes.

„Panna Barbara! Ist das möglich?“

Sie lachte über seine Bestürzung und that noch einige Schritte vorwärts. Das rothe Tuch, welches sie nach Art der Swiniarka um ihr dunkles Haar geschlungen hatte, war das Einzige, was an die Kleine erinnerte und die Täuschung unterstützte hatte. „Ich konnte mir nicht anders helfen, Pan Henryk! Ich mußte die Swiniarka spielen, um meine Komödie zum regelrechten Ende zu führen. Zum guten Ende, Pan Zaluski, wenn Sie wollen!“

Barbara sagte das mit noch immer lächelnden Lippen; aber er sah, daß sie in Wahrheit tief bewegt war und den scherzenden Ton nur mit Mühe festhielt. Er wünschte so sehr, ihr etwas Beruhigendes zu erwidern, und fand doch das rechte Wort nicht, da er die Situation so ganz und gar nicht verstand. „Wollen Sie mir die ‚Komödie‘ erklären?“ fragte er endlich.

„Ja. Die Moral vor Allem, Pan Zaluski! Lassen Sie uns auf jenem Feldwege nach Kotno zurückkehren, wenn es Ihnen recht ist. Ich habe Ihnen etwas von Barbara Wolanska zu erzählen; aber von der wahren Barbara, welche Sie noch nicht kennen, und welche Ihnen vielleicht besser gefallen wird, als die andere, denn sie gleicht Ihnen ein wenig; sie hat auch eine ‚fixe Idee‘.“

Langsam gingen sie mit einander den einsamen, matt beglänzten Pfad hinunter. Barbara Wolanska begann zu sprechen, mit süßer, gedämpfter, vom Schlage ihres bewegten Herzens durchzitterten Stimme, und er lauschte schweigend, erwartungsvoll, athemlos . . .

Aus dem Innern der verlassen Scheune aber troch leise, wie ein Wiesel, die Swiniarka hervor, gefolgt von Spitz, der eben überall dabei sein mußte. Ihre Neugier hatte ihnen leider wenig geholfen.

„Schade, nicht ein Wort konnt' ich verstehen, und dabei sind mir beide Füße eingeschlafen!“ seufzte die kleine Hirtin. „Vom Sturzwoer Jahrmarkt haben sie, glaub' ich, gar nicht geredet. Ach, wenn nur die Panienska ihr Versprechen nicht vergäße! Die heilige Jungfrau möge es geben!“ Und vor dem nächsten hölzernen Marienbilde, an dem sie vorüber kam, kniete die Swiniarka nieder und sprach ein inbrünstiges Gebet, worin das Carrousel und der piernik eine bedeutende Rolle spielten.

Barbara Wolanska war für gewöhnlich nicht unpünktlich, am wenigsten, wenn Kotno Gäste hatte; heute

aber saß die kleine Gesellschaft bereits vollzählig an der Tafel, als sie in der Begleitung Jaluſki's das Speisezimmer betrat. „Ich bitte um Verzeihung, Onkel Jakob! Eine Angelegenheit von Wichtigkeit machte es mir unmöglich, früher zu erscheinen.“

„Nun ich denke, wir werden Dir verzeihen! Aber Du darfst uns kein Geheimniß aus dieser wichtigen Angelegenheit machen!“

„Wünschst Du, daß ich sie sogleich und hier zu Deiner Kenntniß bringe, Onkel Jakob?“

Barbara stellte diese Frage in einem besonderen, ausdrucksvollen Tone. Ihr blitzendes Auge überflog dabei die ihr gespannt und erwartungsvoll zugewendeten Gesichter der Uebrigen. Pan Vladimir lächelte verschmüht, Adam Kinski blickte vornehm befremdet, und Julian Ogolinski sah blaß und unruhig aus, während Frau Maluſcha ihre, in diesem Augenblicke wahrhaft teuflisch blickenden, grünlichgelben Augen starr auf das frohbewegte Antlitz Jaluſki's gerichtet hielt. Sie schienen mehr oder weniger Alle etwas zu ahnen. Pan Dombrowicz befand sich augenscheinlich in trefflicher Laune. „Natürlich! Sprich sofort, Seelenchen!“ sagte er. „Unsere Freunde dürften Dir sonst mit Recht zürnen.“

„Wohlan, Onkel Jakob, Dein Wille geschehe: ich habe soeben Herz und Hand für Lebenszeit verschentt.“

In diesem Augenblicke trat auch Henryk Jaluſki nahe zu dem Stuhl des Pan Dombrowicz. „Panna Barbara hat mir gestattet, bei Ihnen um ihre Hand zu werben.“ sagte er respectvoll, aber mit stolzer, ruhiger Haltung und freimüthigem Blick.

„Du gestattest mir, nach eigenem Ermessen zu wählen, Onkel Jakob, und ich habe von dieser Erlaubniß um so lieber Gebrauch gemacht, als ich zuversichtlich hoffen durfte, Dir in der Person meines künftigen Gatten ein nicht unwillkommenes Familienmitglied zuzuführen.“ Barbara Wolanska sagte das mit klarer, hochehobener Stimme und legte dabei ihre Hand leicht auf den Arm des neben ihr stehenden Henryk.

Für die Dauer einiger Secunden herrschte athemlose Stille in dem kleinen Kreise. Niemand regte sich, — Niemand fand ein erlösendes Wort. Endlich brach Pan Vladimir mit einem kräftigen „Halloh!“, womit er sonst auf der Jagd das Auffpringen der Wildes zu begleiten pflegte, das peinliche Schweigen. Dadurch ward der Bann gebrochen. Pan Dombrowicz stand auf und streckte dem jungen Jaluſki die Hände entgegen. „Ich muß gestehen, daß ich ein bißchen bestürzt bin und es lieber gesehen hätte, von Bassienka einigermaßen vorbereitet worden zu sein.“ sagte er. „Aber Sie dürfen sich das durchaus nicht zu Ihren Ungunsten auslegen, Jaluſki! Bassia ist ein vernünftiges Mädchen; daher konnte ich ihr freien Willen lassen, und Sie sollen mir ebenso herzlich, als jeder andere ehrenwerthe Bewerber, willkommen sein. Morgen erlebigen wir das Geschäftliche. Für heute nur noch meinen Glückwunsch. Möge die heilige Mutter diesem so schnell geschlossenen Bunde ihren Segen verleihen!“

Er zog die jungen Leute nach einander in seine Arme und küßte sie nach vaterländischer Sitte auf beide Wangen. Dann machte er das Zeichen des Kreuzes über ihren Häuptern und schob sie sanft von sich: „Segt Euch nun, meine Kinder! Laßt uns fröhlich sein! Sie reisen doch unter diesen Umständen noch nicht sogleich, Jaluſki?“

Nun kamen auch die Andern mit ihren Glückwünschen, welche mehr oder minder gezwungen klangen. Am wenigsten vermochte sich Frau Maluſcha zu beherrschen. Sie schnaufte vor zorniger Erregung, und Pan Dombrowicz nahm bei dieser Gelegenheit zum ersten Male wahr, welchen böshaftern, gehässigen Ausdruck ihr feistes, grobgeschnittenes Antlitz anzunehmen vermochte. Am aufrichtigsten schienen die Freude des Pan Vladimir. „Wahrhaftig, ich habe schon daran gedacht, daß es so kommen könnte, Herzensbrüderchen.“ sagte er zu Pan Dombrowicz. „Und weißt Du, die Beiden werden ein sehr nettes, passendes Paar abgeben. Auch hinsichtlich ihrer Charaktere, und das ist doch schließlich die Hauptsache. O, ich denke, das Glück wird seine Heimstätte aufschlagen in Kotno, und man wird uns oft hierher einladen und sehr verwöhnen, — nicht so, schöne Bassienka, — Henrykto, alter Junge?“

Statt aller Antwort sah sich Pan Vladimir von zwei Seiten zugleich umarmt und benutzte die Gelegenheit, Barbara herzlich zu küssen. „Das ist das Wenigste, was mir zukommt.“ sagte er. „Ihr wißt gar nicht, was für ein selbstloser, edler Mensch Vladimir Myszkowski ist. Wahrhaftig, Ihr wißt's nicht!“

Nach aufgehobener Tafel nahm Barbara Gelegenheit, einige Worte mit Pan Dombrowicz allein zu sprechen. „Morgen werde ich Dir einige Details unserer Herzensgeschichte erzählen, Onkel Jakob.“ sagte sie, „und Du sollst auch hören, was für eine Intrigue Frau Zadowaska eingeschaltet hat, um uns aus einander zu halten und Henryk von Kotno zu entfernen. O, sie ist nicht unsere wahre Freundin, Onkel Jakob! Aber das schadet nichts, — wir brauchen sie nicht. Wir werden so glücklich mit einander sein, wir Drei: Du und Henryk

und ich. Ich werde Dich ebenso gut zu pflegen wissen, als Frau Maluſcha, und Henryk wird Deine Passionen, die Jagd und das Kartenspiel, wie ein guter Kamerad mit Dir theilen, in der frischen, heiteren Weise, die Du stets an ihm gerühmt. Willst Du es einmal mit uns versuchen, Herzens-Onkelchen?“

Wie berecht die glänzenden, schwarzen Augen zu bitten verstanden! Und wie seltsam behaglich es den alten Pan Dombrowicz anmuthete, so warm und zärtlich, so ganz wie etwas ihr Zugehöriges von Barbara behandelt zu werden! Die Aussicht auf das Leben in seinem einsamen, der Sorgfalt fremder Hände anheimgegebenen Junggesellenheim erschien ihm plötzlich gar nicht mehr so verlockend. Ebenjenseits vermochte er sich aber sofort dazwischen zu finden, daß Bassienka so unvermittelt in seine seit Jahren feststehenden, wohlconstruirten Zukunftspläne eingriff und Alles darin über den Haufen werfen zu wollen schien mit ihren kleinen, festen, energischen Händen. Er neigte sich und küßte das zu ihm empor gewandte, junge Gesicht, welches so herzensgut und so glücklich ausah. „Mäuschen, kleines Goldherz!“ sagte er nur, aber Barbara übersehte sich das in: „Macht mit mir, was Ihr wollt!“

„So soll es sein, Onkel Jakob. Wir werden über Dich verfügen.“ sagte sie.

Schließlich fanden auch die Uebrigen ihre gute Laune wieder, wenigstens äußerlich. Besonders, da Vladimir Myszkowski, der doch, wie bekannt, gleichfalls zu den Bewerbern um die schöne Bassienka gehört hatte, sich durch das Ereigniß weder Stimmung noch Appetit rauben ließ und dabei noch that, als sei ihm der Hauptantheil des großen Looses zugefallen. Nun, im Grunde hatte er Recht. Kotno war ja nicht die Welt und Barbara Wolanska nicht das einzige begehrenswerthe Weib auf Erden! Und sich in's Ehejoch spannen zu lassen, blieb noch immer Zeit. So scherzten und tranken sie denn tapfer. „Es lebe die Freiheit!“ sagte Pan Kinski und schwenkte sein Glas gegen dasjenige des Pan Vladimir. Diese kleine Malice konnte er sich nicht versagen, aber sie traf leider nicht. Henryk und Barbara beteiligten sich bereitwillig an diesem Spezial-Toast. Wußten sie doch, daß die echte Liebe nicht in Ketten schlägt und bindet, sondern befreit, indem sie der Menschenseele erst die rechte Flugkraft verleiht und den Weg zu ungeahnten Höhen erschließt.

Am nächsten Tage ging Bassia nach Jarmitta hinüber, um die Freundin vom Stande der Dinge zu unterrichten. Sie fand Jaga lesend und rauchend, aber doch ganz aufgelegt, ihre Historie anzuhören. Während derselben jant der Czaitowski zu Boden, und bald danach ward die Cigarette plötzlich hoch in die Luft geschleudert und fiel auf den prächtigen persischen Teppich nieder. Was kümmerte es Frau Jaga in diesem Augenblicke, daß das kostbare Gewebe einen Brandfleck davontrug? Sie war ungestüm aufgesprungen und sah fast schön aus, mit ihrem frohen, vom edlen Feuer echten, warmen Mitgeföhls erleuchteten Antlitz und den durch funkelnnde Thränen lachenden, großen Augen. „Die heilige Jungfrau segne Dich, Bassia, mein Kleinod!“ sagte sie, die Freundin umarmend. „Das ist ja eine einzige, kleine Geschichte, die Du mir noch einige Duzend Mal erzählen mußt, bevor ich mich satt daran höre! Und die braune malka muß ich sehen, Liebchen, und die swinka, — aber vor Allem bring mir Deinen Henryk, daß ich ihn bei den Ohren nehmen und schwesterlich küssen und ihm sagen kann, was er für einen Schatz erhält in Dir!“

Nachdruck verboten.

Mama schreibt!

Von Alexander Baron von Roberts.



päter erinnerten sie sich wie aus einer Dämmerung, wann zum ersten Male sich das Bild der schreibenden Mama ihren jungen Seelen eingepägt. Sie lagen alle Drei an den Mafern darnieder, und wenn eins von ihnen aus dem von Schrednissen erfüllten Fieber Schlaf in seinem Bettchen emporfuhr, so mochte sein irrender Blick wohl in die Nebenstube hinüber schweifen, wo Mama am Schreibtische saß, vornüber gebeugt, den Kopf dunkel abgezeichnet gegen die Helle der vorsichtig verhangenen Lampe. Tiefe Nachtstille ringsum, — nur das Ticken einer Uhr und das feine, hastende Getrigel der Feder dort auf dem Papier. Von Zeit zu Zeit erhob sich die Schreibende, von einem wirren Fiebernebel emporgeschleudert, und kam in das Krankenzimmer hereingehuscht, um nach den Bettchen zu sehen; — dann war es, als fühlten sie selbst im Schlafe das Wehen von Engels-Fittichen über ihren Köpfchen.

„Mama schreibt! — Psh!“

Das ältere der beiden Mädchen warf sich zuerst als Hüterin des Schreibtisches auf. Immer wieder fuhr es in den lautesten Spiellärm hinein, die Kleinen wichtig

gerundet, das Fingerchen auf den Lippen. — „Mama schreibt!“ Besonders der Knabe, der Älteste, wollte anfangs den Ruf nicht gelten lassen, und in seinem Recht, zu lärmern und zu tollern, empörte er sich, um so lauter randalirend. Dann reizte auch ihn das Geheimnißvolle der Mahnung, und nun schlichen sie alle Drei auf den Fußspitzen, horchten sichernd an der Thür und trieben allerlei flüsternden Schabernack mit der seltsamen Parole.

„Mama schreibt!“ — Was schreibt sie denn? — Als sie in die Schule gingen und selbst über das erste Getrigel des A-B-C hinaus kamen, begannen sie das Geheimniß näher zu umtöbern; der elegante Kococo-Schreibtisch war mit allerlei Papieren großen Formates bedeckt, — schreibt sie denn Altin, gleich dem Papa? Vergebens, irgend ein Wort aus dem Gewimmel der engen Zeilen zu entziffern! Der kleine Verbrecher, der Knabe, fuhr großthuerisch mit dem offenen Tadel heraus: „Etsch, — Mama kann gar nicht einmal schön schreiben, — so ein B! So ein großes M!“ Und er machte sich über die Rippfiguren in dem Gesäher her, die ihm viel interessanter dünkten, als Mama's Hieroglyphen.

„Mama schreibt!“ — Pakete von dem Geschriebenen wurden abgeschickt. — Pakete kamen zurück. Das Letztere schienen irgend ein Mißgeschick, ja ein Unheil zu bedeuten; denn wenn der Postbote eine der sauber verpackten Sendungen abliefern, so zog ein Schatten der bitteren Enttäuschung über Mama's Antlitz; die Kleinen hörten sie sogar in Kuse der Verzweiflung ausbrechen. Dazu der leidenschaftliche Trost gegen Papa's Spott, der oft bei Zurückkunft eines solchen Paketes losbrach.

„Mama schreibt! Etsch!“ — Mit einer ironisch scharfen Betonung trieb zuweilen Papa die Drei aus dem Heiligthum, wo der Schreibtisch stand. Der Ruf begann allmählig wie eine Bellemmung auf sie zu wirken. Zuletzt verschwand er ganz, — stumm, mit einer verbissenen Miene setzte sich Mama nun an die Arbeit; sie ließ nicht ab davon. Und die großen Augen der Kinder wechselten ahnungsvoll fragend zwischen den Gesichtern der Eltern. Sie fühlten, daß der Schreibtisch mit seinen Papieren zu einer Wand emporgewachsen war, die trennend zwischen den beiden Herzen stand. Von ihm aus verbreitete sich eine Stille, die wie Eiseshauch durch die Wohnung wehte.

„Mama schreibt!“ Niemand sprach es ferner aus; aber überall schien der Ruf gespenstisch zu lauern, ein Schatten, der oft genug den Sonnenschein von Gesichtern und Herzen verschlechte, — die stumme Drohung eines Kriegsruſes, der unheimlich umhergeschwirrt.

Sie hatten aus Liebe geheirathet; — nach den Cynikern der Lebensweisheit hatten sie sich damit des Anspruchs auf ein dauerndes Eheglück begeben. Im Rausche eines Ball-Abends flogen ihre Herzen einander zu. Ein prächtiges Paar! Welch ein Einklang von Temperament und Wesen, bis auf den Glanz der äußeren Erscheinung, ja, bis auf die harmonische Ergänzung ihrer beiden Stimmen, deren lachende Fröhlichkeit ein so erquickendes Duett bildete.

Ihre Verhältnisse gestatteten es, daß sie sich das Nest aus etwas mehr als den paar Federchen und Halmen bauen durften, die sonst als Baumaterial für eine junge Beamten-Ehe ausreichen müssen. Er war tüchtig, klug, schweigsam, mit dem heißen Durst eines Strebers erfüllt, — es war selbstverständlich, daß er Carrière machen würde.

Doch an ihrer Glückesblüthe nagte ein Wurm, anfangs so unscheinbar winzig, daß sie gelacht hätten, wenn man ihnen gesagt, er würde nach und nach die Blüthe elendiglich entblättern. Ein geschriebenes Gedichtbuch, das eines Tages aus den Spitzen und Bändern ihres Toiletten-Tisches, wo es sorgfältig verborgen gelegen, ent schlüpfte, fiel in seine Hände.

„Was, von Dir?“ rief er laut auflachend, in dem zierlichen Bändchen blättern.

Sie leugnete standhaft, aber der Berrath ihrer Purröthe und der fast verzweifelte Eifer, mit dem sie ihm das Bändchen zu entreißen suchte, bestätigten seinen Verdacht.

„Nicht möglich!“ höhnte er. Und immer noch lachend, mit komischem Pathos das aufgeschlagene Schriftwerk hoch emporhaltend aus dem Bereich ihrer Hände, deklamirte er einige der gereimten Zeilen.

Das reizte sie. Welch eine Sünde war es denn? Im Gegentheil, er mußte diese neue Offenbarung ihrer geistigen Gewandtheit doch nur schätzen. Wie entweicht klangen die Verse, die einst aus dem frühlingsseligen Mädchenherzen entsprossen, durch sein höhnedes Lachen.

Trozig, mit seltsam aufflammenden Augen, bekannte sie sich als die Sünderin.

„Ah!“ stuzte er. Fast schien ihn ein Grauen zu befallen, — der erste Hauch einer Entfremdung, der in ihre Liebe hereinwehte. „Du dachtest doch jetzt nicht mehr?“ Das war doch vor unserer Verheirathung?“

Die Poesie war ihm ein Greuel; das hatte er mit seinem Homer und Horaz gründlich abgethan! Im kriegerischen Wetterleuchten der Jetztzeit ist ein Dichtertalent wichtiger, als zehn lyrische Dichter. Dichten ist



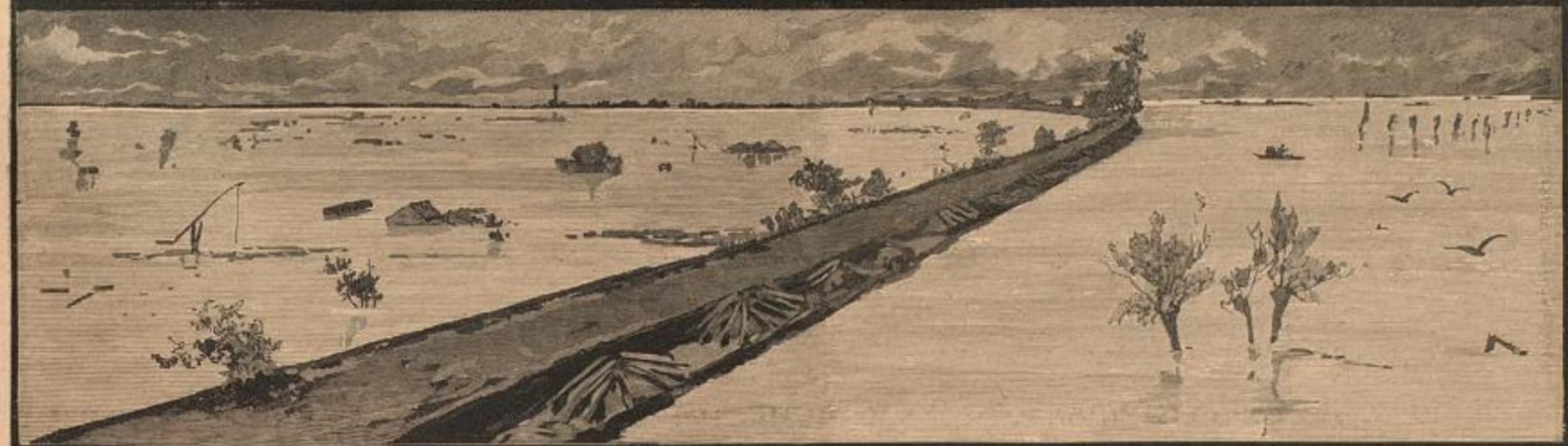
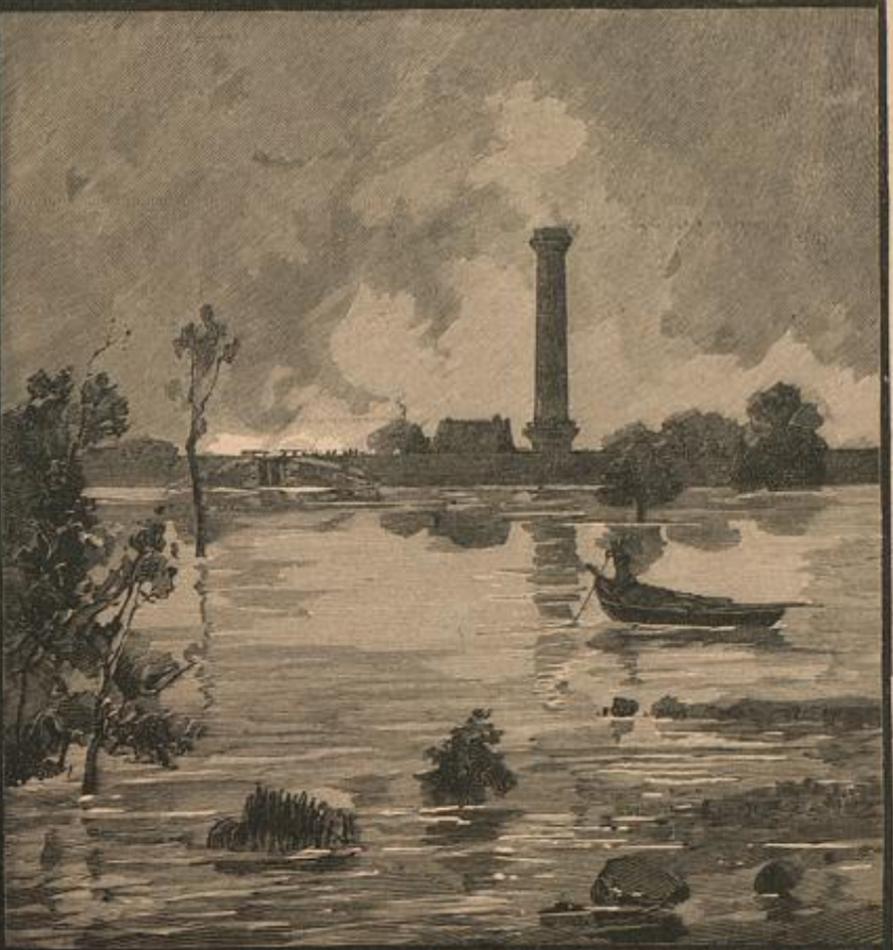
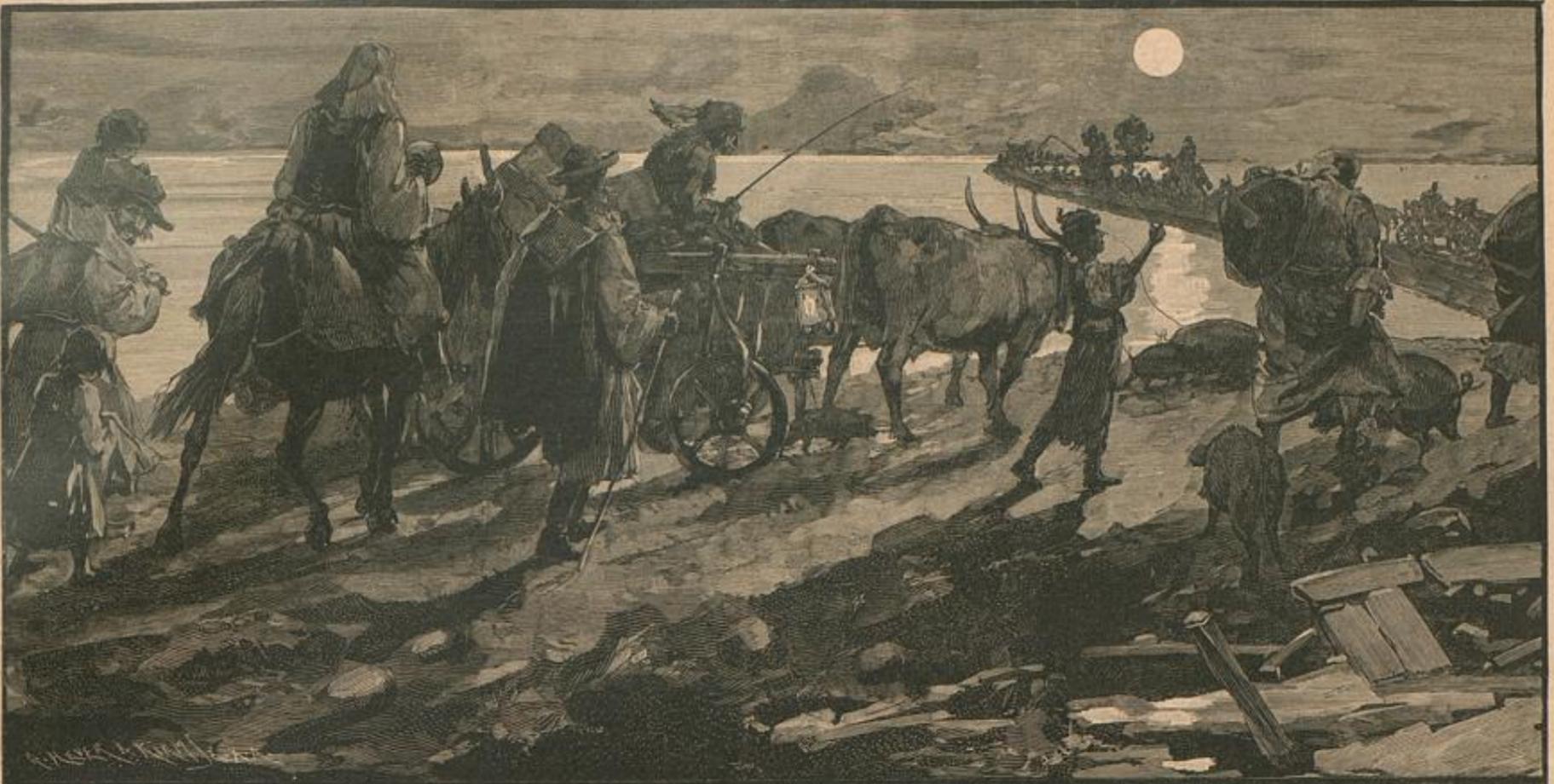
Die Elbeis-Heberdämmung in Ungarn: Die Schutzarbeiten an der Kis-Tiszaer Schleufe. Von Wilhelm Gault.

Durch die Heberdämmung im Theiß-Gebiete ist Ungarn von einem großen Ueberschwemmungsgefahr befreit worden. Die höchsten Ueberfluthungen sind vermieden und dadurch viele Tausende von Sanftmännern an den Ufern gerettet. Durch die schnellsten Schutzarbeiten der Ueberfluthung sind gefährdete Stellen der Ufer bei Theiß in der Nähe von Kis-Tiszaer Schleufe von Ueberfluthung durchschützt und die erst vor kurzer Zeit

vollendete Kis-Tiszaer Schleufe gerettet. Mit elementarer Gewalt ergossen sich nun die verheerenden Fluthen in die mit hübschen Bauten besetzten Uferungen, brachten unaußsichtsam weiter, und bald sichtbar die ganze Gegend im weiten Umkreise ein faher unübersehbares Meer. Zahllose Menschen wurden von dem entsetzlichen Elemente fortgeschwemmt, und die unglücklichen Menschen verreckten oft nur das nackte Leben zu retten. Wand die unglücklichen Elbeis

waren in hohen Maße gefährdet. Mit vergeblicher Anstrengung kämpfte man gegen das Ueberfluthen des Ueberschwemmungsgebietes an der Kis-Tiszaer Schleufe, dem trotz Tag und Nacht an der Durchbruchstelle gar nicht mehr zu verhüten war. Die Ueberfluthung schlugen einhalt zu thun. Hier große, mit Eisen beschwerte Schiffe hatte man in die Ueberfluthung verfrachtet, die Fluthen aufzuhalten

inbesten die Holzboje und Schutzbauten die Ueberfluthung verhalten fort. Endlich gelang es, die Durchbruchstelle mittelst vier, an starken Masten befestigten Pontons zu überbrücken, von diesen aus Ueberfluthung einzuräumen und einen Kreisbau an der gefährlichen Schleufe aufzuführen. — Der durch die Heberdämmung verursachte Schaden beträgt Millionen. Mitre Elbeis geht ein Maß der Schutzarbeiten an der Kis-Tiszaer Schleufe.



Flüchtlinge auf dem Damme zwischen Hod-Mező-Basarhely und Szegedin. Die unzerstörte Porgander Schleuse nebst Pumpwerk.
 Landleute aus der Gegend von Hod-Mező-Basarhely, auf dem Damme campirend. Blick auf das Ueberschwemmungs-Gebiet, von dem bis zur Kis-Tiszaer Schleuse führenden Damme aus.

Die Ueberschwemmung im Theiß-Gebiete. Von Wilhelm Gause.

Ein panischer Schrecken ergriff die Bevölkerung des Uföld bei dem Vordringen des Hochwassers, und zu Tausenden flohen die Landleute, um sich vor den verwüstenden Fluthen zu retten, auf den zwischen Hod-Mező-Basarhely und Szegedin befindlichen Damme, die wenigen Habseligkeiten mit sich führend, die sie in der Schnelligkeit

hatten zusammenraffen können. Hastig eilten die Flüchtlinge der benachbarten Stadt Basarhely zu, um hier ihr Vieh und ihre Vorräthe zu bergen. Diejenigen, welche bis zum Anbruch der Dunkelheit das Ziel ihrer Flucht nicht erreichen konnten, mußten die Nacht hindurch auf dem Damme campiren und daselbst den Mor-

gen abwarten. Rings breitete sich das Wasser meilenweit aus und schwemmte die Trümmer von Hütten, sowie zahllose Thierleichen heran. Glücklicher Weise wurde die Porgander Schleuse von der gewaltigen Wassermasse nicht zerstört, sonst hätte das Unheil noch weit größere Dimensionen angenommen.

überhaupt kein Männerwert! Mögen meinethwegen Frauen sich der Vergewandung des kostbaren Tintenfassens schuldig machen, — aber es muß nicht seine Frau sein! Einen Blaustrumpf als Frau . . . Brrr!

Sie denkt ja gar nicht daran, die unschuldige Spielerei fortzusetzen. Andere Pflichten gebieten über sie, andere Freuden warten ihrer, und aus den blauen Augen ihres Erstlings lacht ihr eine Welt voll neuer, ungeahnter Ideale entgegen. Gilt es nicht, Wacht zu halten über ihrem und seinem Glück? Das soll doch nicht durch ein paar Reime gefährdet werden! Mit dem Blaustrumpf hat er Recht; nur sollte er sie nicht immer wieder mit dem lächerlichen Verdacht verfolgen, stets bereit, jede poetische Regung in ihr mit seiner, von Anderen so gefürchteten Ironie niederzuschlagen.

Da flog plötzlich ein guter Theil ihres gemeinsamen Vermögens in dem Bankrott eines großen Bankhauses auf. Der Haushalt mußte eingeschränkt werden; an die Stelle des Aufwandes trat der durch die Heuchelei moderner Geselligkeit gebotene Schein; der graue Gast, die Sorge, klopfte von Zeit zu Zeit an ihre Thür und lud sich bei Ihnen zu Gast. Aber sie sind Beide brav und tapfer, und vor ihm breitet sich nach wie vor die sonnige Bahn der Carrière. Die Zukunft wird dem grauen Gast die Thür weisen. Die Zuversicht zweier redlicher Menschen ist die beste Poesie!

Aber es giebt noch eine andere, eine practischere Poesie, die einen Gedanken, das Gebilde einer Phantasie in klingendes Geld umzuwandeln vermag. Sie weiß von zwei Freundinnen, die sich ein hübsches Einkommen aus dem Abdruck von Romanen und Novellen schaffen; hier und da läuft auch durch die Zeitungen eine Notiz über die erstaunliche Höhe des Honorars, das der eine oder andere Mode-Göze der Belletristik eingebracht. Keine Begeisterung ist allmächtiger, als die Noth, die zehnte Muse; Manchem drückt sie die Feder in stiller Nachtstunde in die Hand, und er schafft deswegen noch lange nicht das Schlechteste. Die Meisterwerke Balzac's sind unter dem Druck der Sehnsucht, von einer langjährigen Schuldenlast befreit zu werden, entstanden.

Wohlan, — „Mama schreibt!“

Zuerst heimlich, während ihn sein anstrengender Dienst tagsüber von Hause fern hält; und siehe, ihr novellistischer Versuch fand Gnade bei einer Redaction. Da, in der ersten, stürmischen Freude, das Werk ihres stillen Fleißes gedruckt zu sehen, entschlüpfte ihr die Mittheilung: „Sei nicht böse, Fedor, aber hier . . .“

Strahlenden Auges wies sie auf ein Päckchen Thalerscheine, das unter dem betreffenden Journale lag.

Er war überrascht, er wollte voll Enttäuschung aufahren, er fühlte sich beschämt; zuletzt rührte ihn ihre naive Freude an dem Vollbrachten, die sie sich nicht verkümmern lassen wollte.

„Du nimmst keine Feder mehr in die Hand! Ich will es nicht, ich werde ernstlich böse, Hulda!“

„Es ist ja nur eine Spielerei, — ich schüttelte das aus dem Aermel. Derweil Du mit mir zankst, Fedor, hätte ich schon ein Kapitel geschrieben. Ich verspreche Dir, mein Pseudonym streng zu bewahren. Komm, sei kein Narr!“

Er sollte nichts merken, wann und wie sie schaffte; aber wenn er nach Hause heimkehrte, las er die Spur der Arbeit aus ihren erregten Augen. Auf Schritt und Tritt spürte er dem Blaustrumpf nach, zuerst im Scherz, dann, da es sich nach seiner Ansicht um offenbare Vernachlässigungen im Bereiche des Haushaltes handelte, mit starken kritischen Worten.

Sie hätte die Feder hinlegen und ihm seinen Willen thun können. Aber dem ersten kleinen Trug-Erfolg folgte eine Reihe von Enttäuschungen, und die Manuscripte kamen beharrlich zurück. Ein Fieber erfaßte sie. Ihr Ehrgeiz war erwacht; sie wollte ihren Erfolg erzwingen, all ihre Gedanken trotzig starr auf das eine Ziel gerichtet.

Fortan machte sie kein Hehl mehr aus der Arbeit: „Du hast Deine Carrière, ich habe die meine!“

„Kommst Kinder, — Mama schreibt!“

Es war Hohn und Schmerz zugleich, die mit einander stritten.

Und er nahm die Kleinen bei den Händchen und ging mit ihnen nach einer entfernten Stube, von wo ihr fröhliches Geplauder wie ein Vorwurf herüberhallte. Sie kam sich wie verbannt vor, wie von einem Dämon an den unseligen Schreibtisch gefesselt.

Es war sein Geschick, — er sollte einen Blaustrumpf zur Frau haben! Und sein Urtheil über die Blaustrumpfelei concentrirte sich nach wie vor in dem einen burlesken schauernden „Brrr“.

Allmähig, nach manchen Gewittern, trat eine Kühle ein, jene entsetzliche Kühle, die jedes gute Wort, das von Herz zu Herzen dringen will, erstorben macht. Jedes von ihnen verfolgte seine Carrière; er kam, wie es sein Stern bedeutete, zu Ehren und Titeln empor; sie verfolgte ihre schmalbegrenzte, sandige Bahn durch die Feuilletons geringer Blätter. —

Viele Jahre gingen dahin. Der Älteste war Dff-

zier, die beiden Mädchen feierten auf den Höhen ihre Triumphe. Jener tobte den ersten tollen Jugendübermuth aus. Ein paar Mal schon hatte ihn die Mutter aus den Schulden gerettet, hinter dem Rücken des Vaters, der in übertriebener Strenge solche Ausschreitungen aburtheilte. Jedesmal strich der Sohn die heimliche Güte der braven Mama mit Rührung ein, sich Besserung gelobend, — aber die guten Vorsätze hatten keinen Bestand.

„Mama schreibt!“ — Ja, diesmal schien er zu Thränen bewegt durch den Gedanken, daß sie jetzt in der Nacht am Schreibtische sitzt, um ihn, den unerhört Leichtsinigen, abermals vor dem Zusammenbruch zu bewahren. Diesmal drohte ein gewaltiger Krach, — er hatte es toller als je getrieben. Wenn sie ihn noch zu retten vermag, wird sie viele Monate dort am Schreibtische sitzen müssen . . .

Nein, nein! Er duldet es nicht! Zum Teufel! Was für ein Ungeheuer ist er denn, daß er es sich auf Kosten heimlicher Mutterthränen wohl sein läßt! Lieber nach Amerika flüchten vor seinem eigenen, verbrecherischen Leichtsinne und dort den Kellner spielen, gleich manchem seiner Kameraden! —

Spät in der Nacht kehrte der Geheimrath mit seinen Töchtern vom Balle zurück; die Mutter war, wie oft genug, daheim geblieben, ein Unbehagen vorschüpfend. Die beiden Mädchen wissen, — „Mama schreibt!“ Während sie in ihren Triumpfen schwelgen, umwoht von Licht und Luft, sitzt die Mutter daheim im Schein der stillen Lampe am Schreibtisch, freiwillig ausgeschlossen von jeder frohen Bethätigung des Lebens!

Was hat sie nur so viel zu schreiben in der letzten Zeit? Die angestrenzte nächtliche Arbeit zehrt an ihrer Kraft, ihre Augen sind dunkel umhaucht, auf ihrer Stirn scheinen die Gedanken gleich einer schwülen Wolke zu lasten, — sie arbeitet mit fast unheimlicher Hast, als wenn ein Fieber der Verzweiflung sie hefte. Ist etwas mit Willi nicht in Ordnung? Die arme, gute Mama!

Die Kommenden treten leise auf; man vermuthet die Mutter längst im Schlaf, und sie darf nicht gestört werden. Wie? In ihrem Boudoir ist noch Licht? Jetzt, um die dritte Morgenstunde?

„Mama schreibt noch . . .“

Ein leiser Ruf der Bestürzung entfährt der Jüngsten. „Mama wird sich krank arbeiten! Komm, Papa, störe sie nicht!“

Die Beiden fürchten den Ausbruch des Unmuthes, der sich in wetternden Falten auf des Vaters Stirn zusammenzieht. Es wird zu einer Scene kommen.

Da hat er die Thür zu dem erleuchteten Boudoir schon geöffnet. In dem müden Dämmerlicht der Lampe sehen sie den Kopf der Mutter herabgebeugt, auf die hingeworfenen Arme geworfen, — sie schläft! Die Müdigkeit hat sie überwältigt; sie ist eingeschlafen über der Arbeit.

Aber es ist eine so seltsame Arbeit, die sie dort in der Nacht beschäftigt hat. Das sieht nicht nach einer Erzählung aus! Geschäftsbriefe, Rechnungen liegen umher; die eine Hand deckt einen Wechsel, als wolle sie noch im Schlaf den unseligen Schein vor unbefugten Blicken verbergen. Des Vaters verwunderte Blicke stiegen über die Blätter, — überall seines Sohnes, des Lieutenants, Namen. Schulden! Sie ist daran, heimlich die Schulden zu ordnen.

Eben wollen die Mädchen mit sanfter Umarmung die Mutter wecken, da winkt ihnen der Vater, sich zu Bett zu begeben. Zögernd, ein Unheil fürchtend, ziehen sie sich zurück; sie sehen noch, wie die Eingeschlafene emportaumelt und mit einem kurzen Schreckensrufe die Arme wie zum Schutz über die Papiere breitet.

Dann lauschten sie lange, lange nach dem Klange der beiden Stimmen dort im Boudoir, bis auch die mit dem beginnenden Morgendämmern verhallten. Was Papa und Mama in dieser Stunde verhandelt, das haben sie nicht erfahren. Nur sahen sie in den folgenden Tagen die Eltern gemeinsam die eigenartige Schriftsteller-Arbeit fortsetzen. Sie ahnen, es gilt des Bruders Rettung! Und es ist, als ob vor dem Eifer dieser gemeinsamen Liebesthat sich ein Schimmer des Friedens und des kommenden Glückes über die Arbeitenden breitet.

Haben sich ihre Herzen wiedergefunden an demselben Schreibtisch, der viele Jahre hindurch sich als trennende Mauer zwischen ihnen erhob?

Nachdruck verboten.

Walisisches Volksthum.

Von Karl Blind.

Sehr gut erinnere ich mich des tiefen Erstaunens, das sich meiner bemächtigte, als ich vor fünfundsiebenzig Jahren zum ersten Male den Boden von Nord-Wales betrat und von der schöngeschwungenen Meeresbucht bei Llandudno aus, nach den Penmaenmawr- und Suowdon-Bergen hin, dann den Fluß Conway herab, an Land und Leuten meine genaueren Studien machte. Das „Fürstenthum Wales“, wie es noch heute heißt,

obwohl dem Titel keine besonderen Einrichtungen mehr entsprechen, ist ja eine kleine, ganz eigenartige Welt für sich. Mit seiner Kymern-Mundart bildet es sprachlich noch ein Stück Alt-Britannien, das sich in der Bergwelt erhalten hat, wohin das Schwert unserer deutschen Vorfahren die kelt-iberischen Ureinwohner allmähig zurückdrängte.

Ein paar Jahre vorher hatte ich wohl mit meiner Familie, von einem Seebade an der englischen Westküste aus, einen kurzen Abstecher nach Süd-Wales gemacht. Wir hatten dort die Hafenstadt Cardiff gesehen, wo die großen griechischen Zuchtschiffe von Handelshäusern so eigenthümlich an den Mauernwänden berührten, waren durch Burgtrümmer am Wy-Flusse gegangen und hatten in Llandaff's altberühmter Kathedrale mit dem Klüfter über die walisische Sprache uns unterhalten, welche er begeistert, unter Verjagung einiger Berse, als eine „honigfüße“ schilderte. Dem älteren Anbilde nach scheint sie es nicht zu sein. Ortsnamen, wie Llanfairpwllgwyngyll oder Llanfair-dyffrynchwyd, oder auch Penrhyneddwaeth, geben einen ungefähren Begriff von dem Aussehen der kymernischen Mundart; und es sind hier nur einige der milderer Beispiele gewählt worden. Wer das Geheimniß der Aussprache des „w“-Lautes kennt, kommt freilich von dem ersten Schrecken über den Anblick allmähig zurück.

Doch, wie gesagt, in Nord-Wales, wo wir später anderthalb Monate verweilten, kam mir der in jenen Jahren noch herrschende scharfe Gegensatz zwischen Wales und Englandern erst ganz zum Bewußtsein.

Llandudno (man spricht das doppelte L, wie die Eingeborenen uns lehrten, eigenthümlich klangend seitwärts in die Bange hinein) ist ein von Nord-Engländern vielbesuchtes Seebad. Ueberrascht war ich nun, von der Birthin des Hauses zu hören, sie spreche Englisch, weil sie mehrmals in England gewesen; ihr Mann, der unten in der Küche saß, rede und verstehe nur „Kymraeg“ (Kymrisch). Bald fanden wir auf Ausflügen, daß dieser in's Untergeschloß verzauberte wälische Barbarossa, — er war aber schwarzhaarig und quittengelb, — durchaus nicht einzig da stand. Einmal auf dem steilen Penmaenmawr-Berge („Großer Steinlopf“) verirrt und verfliegen, rief ich Eingeborene um Beiseid über den Weg an. Die verstrubbelten Kinder, die darunter waren, ließen, kaum daß sie die englische Frage gehört, ganz wild davon. Eine Frau antwortete, sich abwendend, unwirsch: „Dym Saffoneg!“ („Verstehe kein Sächsisch“, d. h. Englisch.)

Das „Dym Saffoneg“, — das zwar gut Keltisch ist, sich aber auf Englisch beinahe wie „Verdammtmer Sachse!“ anhört, — sollten wir noch öfters vernehmen, als wir einer „Eisteddfod“ in Caernarvon, dem alten englischen Erobererichloffe, beiwohnten. „Eisteddfod“ werden jene Jahres-Versammlungen genannt, in denen die geistig Regsameren unter den Walen zusammenkommen, um sich bei Harfenpiel und Gesang der alten britischen Herrlichkeit aus König Arthur's Zeit zu erinnern und schriftstellerisch das besondere Volksthum zu pflegen. Von nah und fern strömte damals die Menge zusammen. Jeder aber, an den wir das Wort richteten, — und ich that es in manchen Fällen mehr des scherzhaft statistischen Versuches halber, — erwiderte mit einem gewissen wälischen Eisteddfod-Grimm: „Verstehe kein Sächsisch!“

Einige Führer bei diesen Versammlungen abgerechnet, sind es meist ehrsame Handwerker und Bauern, welche da nach Meisterfänger-Art sich vereinigen. Die Leute nennen sich „Barden“. Als solche tragen sie nicht die gewöhnlichen Familiennamen, deren es in Wales, wo sie erst in neuester Zeit eingeführt wurden, nur wenige, — wie Jones, Davis, Williams, Owen, Evans, — giebt, sondern berühmte Namen aus der keltischen Vorzeit. Man beginnt die Feier mit allerhand, nach dem heidnischen Sonnendienste zurückweisenden, höchst verwickelten Bräuden und Höflichkeiten, wobei auch das Schwert seine Rolle spielt. Dann kommen Gesang und Spiel, Reden und Preisvertheilungen für Sänger, Dichter und Schriftsteller, wohl auch für die Erzeuger der bestgestrickten wollenen Strümpfe und anderer nützlichen Gegenstände; denn dicht neben König Arthur's mythisches Schwert Excalibur legt sich die einfache Werkmanns-Hand. Das Ganze trägt ein echt handwerksmäßiges Gepräge.

Bei jener Barden-Versammlung, der wir zum ersten Male anwohnten, wurde noch fast ausschließlich kymrisch geredet. Festige Kämpfe setzte es dabei ansehnend zwischen zwei Parteien ab, deren eine von Talhaiarn, deren andere von Gwalchmai, — so hießen die Herren mit ihren Barden-Namen, — geführt war. Des Streites Sinn erkannten wir erst am nächstfolgenden Tage aus einer zweisprachig veröffentlichten Zeitung. Da ergab es sich, daß Talhaiarn die reichere, zwar gut wälische, aber doch mit England in voller Freundschaft lebende wollende Partei vertrat, Gwalchmai dagegen vom „Abschütteln der sächsischen Tyrannenketten“ gefungen hatte.

So stand es noch damals. Im Uebrigen muß anerkannt werden, daß diese Barden-Versammlungen unzweifelhaft einen sittigen Einfluß auf das Volk von Wales geübt haben, indem es dadurch zu höheren Bestrebungen herangezogen, von dem rohen Kneipenleben abgewendet worden ist, in welchem die englischen Massen so lange geistig verkommen. Keine, diesen wälischen Zusammenkünften entsprechende Einrichtung besteht im eigentlichen England. Selbst der Volksgefang ist, ein paar nordwestliche Bezirke ausgenommen, hier so verschwinden, daß man sich verwundert fragt, ob man sich denn unter einem Volke des langgesprochenen Germanen-Stammes befinde.

Im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts hatte sich nun in der Stimmung der Wälischen gegenüber England eine augenfällige Veränderung vollzogen. Die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, der verbesserte Volksunterricht und die dadurch rasch sich steigende Zunahme der Kenntniß des Englischen lösten manche Vorurtheile. Konnte einst sogar der Schullehrer in Conway, welcher den kleinen Wälischen die „sächsisch“ Mundart beibringen sollte, nicht von einem Engländer unterscheiden, während er selbst die Sprache, für die er angestellt war, ungefähr wie der wälische Pfarrer in Shakespeare's „Lustigen Weibern von Windsor“ radebrachte, — so ist das Alles seitdem doch bedeutend anders geworden.

Ihrer Sinnesart nach sind die Waliser politisch freisinnig, dagegen streng religiös. Sie sind Dissenter, d. h. von der Staatskirche abgefallen, und ähneln als Fromme im Lande den deutschen Pietisten. Die Zwitterstellung zwischen Liberalismus auf dem staatlichen und Kopfhängerei auf dem Glaubensgebiete ist auch in Cornwall, dessen Bevölkerung den Kymern stammverwandt ist, aber ihre keltische Sprache verloren hat, desgleichen unter einem großen Theile der Schotten zu finden. Die Staatskirche abgeschafft zu sehen, würde vielen Walisern wohl als der größte Triumph erscheinen, — größer, als irgendwelcher politische Fortschritt. In dem Wunsche nach solcher Abschaffung treffen sie mit vielen Freidenkern, auch mit manchen

Katholiken Englands, zusammen. Die Beweggründe dieser einzelnen Parteien sind freilich grundverschieden.

Zu's Unterhaus schied Wales dreißig Abgeordnete, in ihrer überwiegenden Mehrheit Liberale; nur vier Conservative. Von den 1,360,000 Einwohnern des Bergländchens rechnet man, daß selbst heute noch, trotz des zunehmenden Gebrauchs oder Verständnisses der englischen Sprache, etwa 800,000 — Andere sagen 1,000,000, — das Kymrische als ihre gewöhnliche Sprache reden. Reichstreu war Wales im Laufe der Zeit anscheinend vollkommen geworden. Zur liberalen Partei haltend, unter welcher es, bis zu Gladstone's plötzlichem Abfall, die Erhaltung der Union zwischen Großbritannien und Irland als Grundregel galt, standen die walisischen Abgeordneten fest zur Reichs Sache während der von Gladstone selbst gegen die irische National-Liga geführten Kämpfe.

Wuthenbrannt äußerten sich deshalb die Parnelliten seit 1881 oft gegen das kleine Keltens-Volk jenseits des Meeres, das sich seine alte Sprache bewahrt, das seine geschichtlichen und dichterischen Erinnerungen pflegt, das von den Engländern also weit verschieden ist, als die jetzt fast ausschließlich Englisch redenden und nur Englisch Schreibenden Iren. — Das aber gleichwohl durch seine Vertreter den von Gladstone vorgeschlagenen scharfen Sicherheitsmaßregeln zur Rettung der Reichseinheit unentwegt beipflichtete. „Welcher Verrath am Keltenthum!“ schrie man da in Dublin, wo gleichwohl kein Eingeborener der Stadt mehr Keltisch redet. Wird man doch unter den hundertdreißig Abgeordneten Irlands vielleicht höchstens ein paar finden können, welche die im Südwesten unter dem Vandooll noch gesprochenen gälische Mundart verstehen. Keiner der Liga-Führer spricht sie, weder Parnell noch Dillon, nicht Bigger oder Sexton, und wie sie Alle heißen.

Als Dr. Zimmer, der deutsche Keltist, vor einigen Jahren nach Irland ging, um zur Förderung seiner Studien die alten Sprachquellen zu erschöpfen und womöglich einige Schätze des in dortigen Büchersammlungen vergrabenen Schriftthums zu heben, da zweifelte er keinen Augenblick, daß es ihm gelingen werde, durch zehnwöchentlichen Verkehre maßigen nebenbei auch Irisch sprechen zu lernen. Indessen schrieb er nachher an Mac Sweeney, den Schriftführer des Vereins für Erhaltung der irischen Sprache: „Ich wurde jedoch höchst unangenehm enttäuscht. Auf meine Frage: „An labhrann tu goidheoil?“ (Verteilen Sie Gälisch?) erhielt ich überall dieselbe Antwort: „I don't understand you! (Ich verstehe Sie nicht!), bis es mir nach zweitägigem Suchen gelang, einen Menschen zu finden, der seine Muttersprache verstand.“ Dies ist eine ganz treffende Schilderung. Dr. Zimmer's Irrthum liegt nur darin, daß er die keltische Mundart die „Muttersprache“ der Iren nennt. Beinahe fünf Sechstel der Iren reden nur Englisch. Der übrige Theil spricht meist so wohl Gälisch, als Englisch. Etwa 84,000 sprechen bloß Gälisch. So steht es in einem von Mac Sweeney selbst unterzeichneten Berichte von 1878, und das Verhältnis hat sich seitdem gewiß nur zu Gunsten des Englischen verändert.

Ein dumpfer Glaubens-, zum Theil auch noch ein alter Stammesglaube, verbunden mit den früher harten Grundeigentums-Gesetzen, die aber heute in Irland bedeutend gemildert sind, während sie noch auf der aderbauenden Bevölkerung von England, Wales und Schottland lasten, — das ist es, was bisher die Stärke der Liga ausmachte. Der irische Ultramontanismus bildet die Hauptwurzel des Gegenstandes zu England. Darum ist es auch nicht bloß die niedere, dem Bauernstand entsprossene Priesterschaft, sondern es sind die Erzbischöfe, welche offen als Schutzherrn der Parnell-Dillon'schen Partei auftreten.

Erhielte Irland eine Sondervertretung, — wie Gladstone es plötzlich anbot, als er, bei den Wahlen in die Rinderheute gekommen, sich über Nacht den von ihm so lange als Reichs- und Landesfeinden gekennzeichneten Parnelliten in die Arme warf, — so stände ein katholisches Parlament dem ausschließlich protestantischen Londoner Parlament, in welchem auch mancher Freidenker sitzt, gegenüber. Man kann sich leicht vorstellen, welche Folgen das hätte, falls England einmal in einen schweren Krieg verwickelt wäre oder ein herrlich gearteter Fürst auf den Thron gelangte, welcher die nach langen Kämpfen mühsam errungene Parlamentsmacht würde zu schwächen suchen.

Nicht genug, daß Gladstone an Englands Thron sojuzugenen einen „römischen Kirchenstaat in Irland“ schaffen, also zwischen der Liga und sich das Reich theilen will, hat er auch bereits die Wiederherstellung eines schottischen Parlaments an die Wand gemalt, und augenblicklich ist er im vollen Zuge, in Wales die seit nahezu einem Menschenalter allmählig vollzogene Arbeit der Ausföhrung wieder zu zerstören.

Er ist in dem Fürstenthum durch seine Gemahlin, die selbst wälischen Ursprunges ist, begütert. Nichtsdestoweniger hatte er sich bisher von dem Volke von Wales auffällig ferngehalten. Die Erklärung liegt ohne Zweifel in der hochkirchlichen Richtung des von theologischen Tüftelern durch und durch erfüllten Mannes. Hat er doch sogar von einer Wiedervereinigung der anglikanischen mit der katholischen und griechisch-rechtgläubigen Kirche geträumt: lauter Dinge, welche dem straff bibel- und offenbarungsgläubigen, jedoch allem Priestertum abgewandten Wales-Volke vollkommen unympathisch sind.

Gleichwohl hat Gladstone nunmehr auch seine Rundfahrt durch Wales gemacht, um die unter der Nische noch glimmenden Kohlen der Gegnerschaft zu England frisch anzublauen. Da ließ er sich durch seine Getreuen merkwürdige Zuschriften überreichen, in welchen nicht bloß von der „wälischen Nation“ — was sich noch am ehesten geschichtlich und sprachlich begründen ließe, — sondern sogar von der in Zukunft zu befolgenden „wälischen Politik“ die Rede ist.

Um dem Kymern-Volke, bei welchem der Ultramontanismus schlecht angeschrieben steht, die politische Lostrennung der Nachbar-Zusel mündgerecht zu machen, verlangt er „im Namen des Christenthums volle Gerechtigkeit für das römisch-katholische Irland.“ Und er, der sein ganzes Leben hindurch die Partei der Staats- und Hochkirche in England und Schottland genommen, in Irland jedoch die protestantische Staatskirche, um ihre Abschaffung dort zu erleichtern, als „Giftbaum“ bezeichnete, er tritt jetzt für Wales auf die Seite der Dissenter. Es geschieht eben nur, um das Werk der staatlichen Zerrüttung, welchem er sich aus gekränktem Ehrgeiz gewidmet, desto besser zu fördern. In einem allgemeinen Zusammenbrüche möchte er an seinem Lebensabend noch einmal an die Spitze der Macht gelangen, — wäre es selbst um den Preis der Spaltung des Reiches und der furchtbaren Landesgefahr.

Nachdruck verboten.

Ueber die Kunst, Wald- und Feldsträuße zu binden.

Von Heinrich Seidel.



Mein Längenmaß ist 1,88 m, mein Leibesumfang an der Stelle des stärksten Querschnittes 1,22 m, mein Gewicht ca. 220 Pfund und mein Alter 44 Jahre. Man ersieht daraus, daß ich ein nicht gerade kleiner und ziemlich starker Mann in mittleren Jahren bin und folgerichtig dem Fluche der Väterlichkeit verfallen, wenn ich unter vielfachen Mühen über die geblünte Aue wandele, um kleine Sträußlein zu binden. Da ich nun leider noch nicht ganz auf jener geistigen Höhe angelangt bin, wo der Mensch gleichgültig dagegen ist, ob seine Mitmenschen über ihn lächeln oder ihn ein wenig für einen kindischen Narren halten, so habe ich es nicht gern, wenn bei solchem friedlichen Blumenport mir Leute zuschauen, welche Tag für Tag sich tiefstinnigen Gedanken über die Kartoffelspiritus-Conjunctur, über den Stand der Rübenzucker-Industrie oder ähnliche nützliche Speculationen hingeben. Auch der leere, verständnißlose Blick, mit dem manche Vertreter der sogenannten strengen Wissenschaft, welche ihren Ruhm und ihr Ansehen einzig der ungeheuren Ausdauer ihrer Sigmuskeln und der gänzlichen Phantasielosigkeit ihres Gehirnes verdanken, solchem Treiben zuschauen, ist nicht angenehm zu ertragen. Unsere akademische Jugend, welche sich durch ungemein vieles Biertrinken und fleißiges Scatenspiel auf ihren gelehrten Beruf vorbereitet, hat, wenn sie einmal ausnahmsweise und gegen ihre Grundzüge im Freien spazieren geht, doch stets ein anständiges Ziel in Gestalt einer Wald-sneise vor Augen und nur ein mitleidiges oder verächtliches Lächeln für dergleichen Alotria; sie schätzt und pflückt nur eine Blume, die des edlen Bieres.

Und doch ist es so hübsch, eine Beschäftigung zu haben, wenn man spazieren geht, und es giebt so viele Dinge, mit welchen man sich abgeben kann. Am meisten zuwider war es mir in der „Wasserkunst“, daß er dort an Orten spazieren gehen magte, wo er Gott in der Welt nichts zu thun hatte. Aber was kann man sich nicht Alles zu thun machen auf einem Spaziergange! Man kann Käfer, Schmetterlinge und wer weiß was für Insecten sammeln; man kann Vogelnester suchen im Frühling, und im Sommer und Herbst ehbare Bilze auf Wiesen und Weiden. Man kann botanisiren zu jeder Jahreszeit, Versteinerungen und Bernstein suchen am Offsee-strande und an jedem Haufen von Chaussee-Steinen ein wenig Mineralogie treiben. Und kaum ein Ort ist so wüst und leer, daß man nicht davon ein zierliches Sträußlein nach Hause tragen könnte. Ja, gerade in der scheinbar größten Lede ist oft das Lieblichste zu finden. Wenn man ein Stoppelfeld mustert, entdeckt man dort ein Geschlecht winziger Blümchen mit scharlachrothen und tief himmelblauen Sternchen; dort findet man das wunderliche Ader-Bergschmeinnicht und Stiefmütterchen mit wunderschönen, blaugelben Gesichtern, Erdrauch mit seinen, bräunlich-rothen Blüthensträußchen und anderes zwerghaftes Blumenwerk mehr, aus welchem sich Sträußlein binden lassen, die einfach „iäh“ sind, wie jeder Bodfisch beflügelt wird.

Ueberhaupt muß gesagt werden, daß den Feld- und Wald- und Wiesenblumen viel innigere Reize zu Theil geworden sind, als denjenigen unserer Gärten. Diese haben mit wenigen Ausnahmen etwas Prunkendes, Wohlgenährtes und Aufdringliches an sich, und die Sträuße, welche man aus ihnen bildet, gleichen den mit allem Pomp der Sprache und den glänzendsten Reimen ausgestatteten Schöpfungen eines Kunstdichters, während so ein Feld- oder Waldsträuß unser Herz berührt, wie die einfache Weise eines Volksliedes. Und damit komme ich zu einem Kernpunkt der Sache: Sträuße binden, heißt dichten, und es ist eine Kunst, die Viele niemals lernen, während sie Anderen angeboren ist. Diese Kunst erfordert Kenntnisse, welche nur durch Uebung erworben werden, ein feines Gefühl für Form und Farbe und einen zarten, poetischen Sinn. Ihre schneidlichen Ausartungen sind in den Schaufenstern der Blumen-Handlungen großer Städte zu sehen, in Gestalt von farbigen Kissen, Teller-Bouquets, Blumen-Eiern, Schiffen, Leiern und ähnlichen Grenelthaten, welche der urtheilslosen Menge den Schrei der Bewunderung abnötigen, gleichwie sie auch den Dichtungswerken ähnlicher Gattung zuzuschauen, jedoch an edlen, einfachen und sinnvollen Erzeugnissen dieser Art kaltstumm vorüber gehen. Die innere Schändlichkeit dieser ganzen Sorte von Kunstwerken kommt aber bald zum Vorschein, wenn das hübsche Blume abgewelkt ist und sie auf dem Müll liegen, wo es sich herausstellt, daß sie nichts waren, als ein aufgepumptes Drahtgerippe. Ich sah kürzlich einen Müllwagen durch die Straße fahren. Der Kutscher hatte vorn in das Loch des für die Laternen bestimmten Armes das wagenradgroße Gerippe eines Teller-Bouquets gesteckt, an welchem noch einige vertrocknete Blumenstengel hingen. Diese Execution erschien mir sinnreich und gerecht.

Fängt man an, mit der Kunst des Sträußleins in Wald und Feld sich eingehender zu beschäftigen, so erwacht mit der Erkenntniß auch der Ehrgeiz und das Streben nach Vollendung. Leicht ist es, aus einem Haufen bereits gepflückter Blumen, der zur Auswahl vor Einem liegt, hübsches zusammenzustellen, schwerer dagegen das Binden prima vista oder vom Blatt, wenn man diesen musikalischen Ausdruck hier anwenden darf. So Einbervandeln, eine Blume nach der anderen aufzunehmen und das zufällig Gefundene zum gefälligen Ganzen zu fügen, erfordert eine feste Aenderung des Planes und ein Geschick im Anschmiegen an gegebene Verhältnisse. Ferner wird es dem Kenner bald widerstreben, in demselben Sträuße Blumen zu vereinigen, deren Standorte von ganz verschiedener Art sind. Er wird nicht mehr die Gewächse des trockenen Landes mit denen der feuchten Gründe vermischen und nicht Wald- und Feldblumen durch einander bringen. Er wird zu einer höheren Stufe der Kunst gelangen und Charakter-Sträuße binden, von welchen der Wissende gleich sagen kann: „Dies ist die Düne, dies die Heide, hier kommt der trockene Kieferwald zu Worte, hier die feuchte Wiese, hier das Kornfeld, hier der Feldrain und der trockene Adergraben.“ Und so wird es auch hier gehen, wie immer, wenn man anfängt, sich liebevoll mit der Natur zu beschäftigen, — man wird sehen, daß auch dieses Gebiet unerlässlich ist und immer neue Reize bietet.

Ja, ich kann mir denken, daß sich zuletzt Spezialisten ausbilden, welche allem Anderen aus dem Wege gehen und darauf aus sind, dem Heidesträuße oder dem Moor-Bouquet immer neue Reize abzugewinnen. Warum auch nicht! Haben wir doch

Waler, welche ihr Leben lang Wundbäume malen und sich reichlich davon ernähren, während andere wieder von unzähligen gemalten Schafen ihr Brod essen, und zwar mit tüchtig Butter darauf. Ja, die Leute wollen es sogar so haben; und wer nun einmal auf Schafe geachtet ist, der muß dabei bleiben, sonst kauft kein Mensch seine Bilder, seien sie auch noch so schön. Ernähren kann man sich nun allerdings nicht von dieser Art des Sträußleins, aber stille Freunden kann man genug davon haben, und überall kann man sie ausüben, sobald man nur in das Freie gelangt.

Am meisten den Gartenblumen verwandt und auch wohl am meisten gepflückt sind die Blumen des Kornfeldes, die fast alle etwas Prunkendes an sich haben und sich zu leuchtenden Sträußen vereinigen lassen. Sie sind fast durchweg nicht einheimisch, sondern mit den verschiedenen Korn-Arten zu uns gekommen und an die Cultur dieser Nutgräser gebunden. Am Feldrain dagegen und in den trockenen Gräben macht sich eine höchst bunte, zum großen Theil einheimische Gesellschaft lustig, die im beackerten Felde niemals gefunden wird und mit weißen Tellern, zarten blauen Gloden, goldenen Knöpfen und Kältern, rothen Federbüschen und zarten, zitternden Rispen geziert ist. Wieder anderen, mehr fastigen Charakter tragen die Blumen der Wiese, im Gegenlage zu denen der trockenen Heide, die mit fein gefingerten Blättern zierlich dastehen; aber das Schönste und Duftigste wächst doch im Walde, wie Waldmeister, Maiglöckchen und Geißblatt. Reich ist das so unscheinbar und düster aussehende Torfmoor an reizenden und zierlichen Mäthenpflanzen. Dort findet man porzellanene Glöckchen, entweder weiß oder rosa, oder röhlich-violett angehaucht; dort blüht die niedliche Moorheide, welche Büschel rosenrother Blüthen trägt, von der Form großer Kneifen-Eier, und immer neue kleine, zierliche Wunder erschließen sich den erstaunten Blicken.

Vielleicht mag es Manchem einfältig erscheinen, so viel Worte um das Kleine, Winzige und Kuplose zu verlieren, in dieser Zeit, die sich so groß dünkt, und wo man so viel Geschrei macht von den Fortschritten der Wissenschaft und Cultur, wo das politische Getöse nicht aufhört und das Wetterleuchten nahenden Krieges fortwährend am Horizonte zuckt.

Aber was ist groß, und was ist klein? Unter der ungezählten Schar von riesengroßen Körpern, welche das Weltall erfüllen, ist unsere ganze Erde doch auch am Ende weiter nichts, als ein Stäubchen, das in der Sonne flimmert.

Nachdruck verboten.

Eugeniens Kasse.

Von Julius Weil.



ine gute Hausfrau muß rechnen können; — das versteht sich. Es genügt nicht, daß sie sparsam wirtschaftet und verständig eintheilt; sie muß auch jeden Augenblick den wirklichen Verbrauch übersehen und feststellen können. Mit anderen Worten: sie muß Buch führen.

Niemand ist von dieser nationalökonomischen Weisheit mehr durchdrungen, als die junge Frau, welche soeben ihr Haushaltsbuch aufschlägt und sich mit ernsthaftester Miene zur Prüfung der Wochenrechnung rüftet. In dem wirtschaftlichen Leben Frau Eugeniens giebt es keinen wichtigeren Moment. Sorgfältig ist Alles beieitigt, was sie in dieser bedeutungsvollen Thätigkeit fördern könnte. Friederike, die reißige Küchenjungfrau, vor deren läppischem Ueberfall die Hausfrau nie sicher ist, ist zu einer auswärtigen Dienstleistung abkommandirt worden, und der Knabe „Entulein“, welcher eigentlich Ernst heißt und trotz seiner zwei Jahre schon ein richtiger Ausbund ist, Entulein ist im Kinderzimmer durch Ueberlassung seines neuen Regelspiels unschädlich gemacht; Heinrich endlich, der brave Eheherr, sitzt einsam in seinem Studirzimmer und läßt keine Störung befürchten. Frau Eugenie bedarf dieser außerordentlichen Sicherungs-Maßregeln. Denn — warum soll man es nicht sagen? — das Rechnen war von jeher ihre schwächste Seite. Was Andere mit einem Blicke übersehen, das ist für sie die mühselige Arbeit banger Rechnen und Viertelstunden. Die Zahlen verwandeln sich unter ihren Händen in wahre Ungeheuer, mit denen sie einen furchtbaren Kampf zu bestehen hat. Aber er muß ausgekämpft werden, dieser Kampf! Denn was soll aus dem Haushalte werden, wenn die Rechnung nicht stimmt? Ordnung ist das erste Gesetz im Hause, und wie ein berühmter National-Ökonom sagt, jeder Tag muß seine Rechnung haben, und jede Tagesrechnung muß im Einklange stehen mit der Jahresrechnung.

Frau Eugenie rechnet. Zunächst kommt das Küchen-Conto an die Reihe. Dieses erfordert freilich nicht bloß die Kenntniß der vier Spezies, sondern auch eine mehr als gewöhnliche Sprach- und Schriftkunde. Denn Friederike, welche das Küchenbuch führt, giebt in dieser Beziehung oft unlösliche Räthsel auf, und ihre Handhabung der Orthographie weicht in den meisten Fällen soweit von der gebräuchlichen ab, daß nur ein ganz intimes Studium ihre Eigentümlichkeiten verstehen läßt. Wenn sie zum Beispiel:

Rehsig 10 Fench
Pühter 2 Mal 20 Fench,

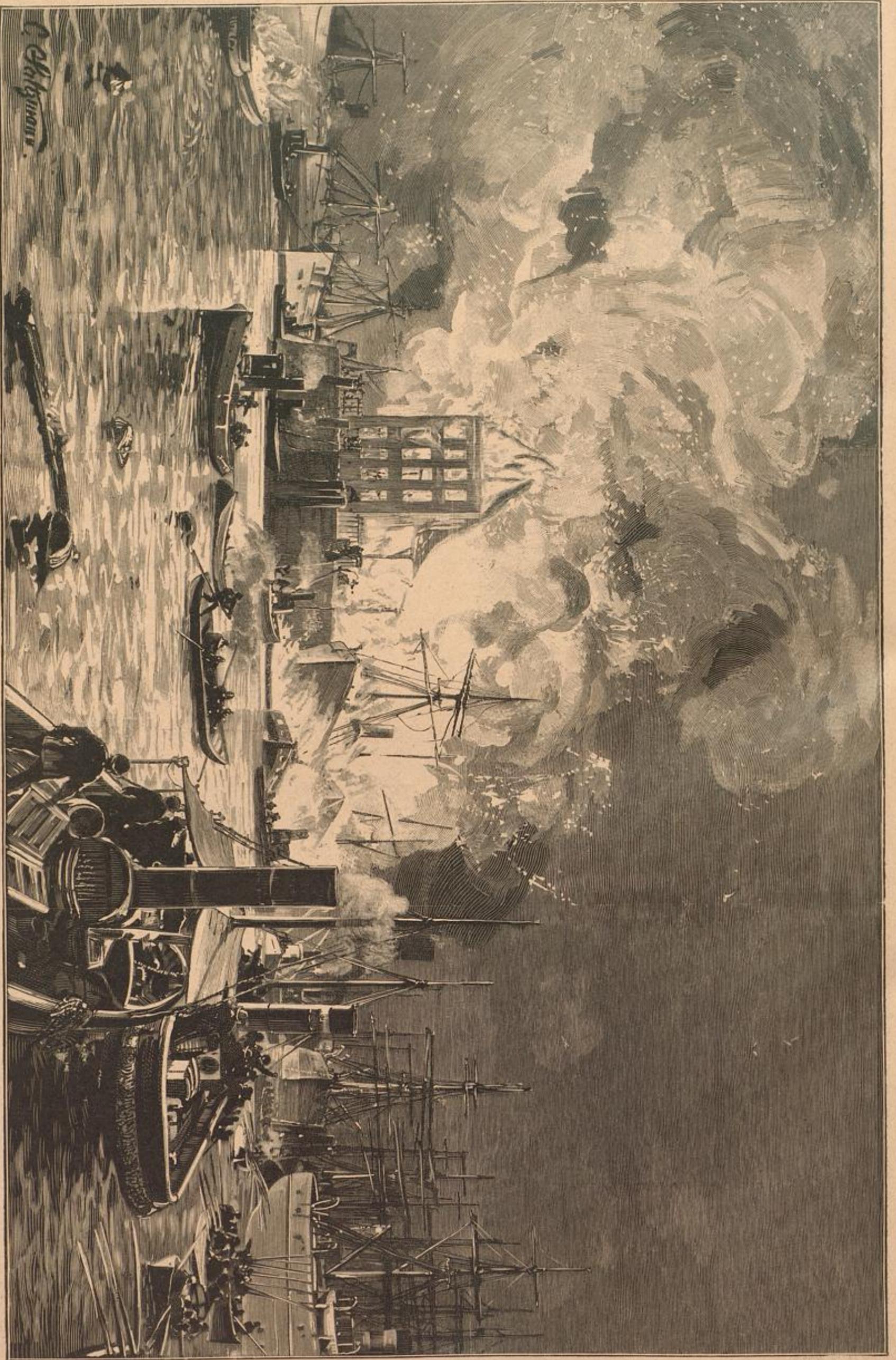
so wird doch nur der Eingeweihte daraus entnehmen können, daß Friederike zehu Pfenninge für Essig und zwei Mark zwanzig Pfenninge für Butter veransgabt hat. Und wenn sie einträgt:

Hündchen 3 Mal,

so wird man erstaunt fragen: Wie, sollte auf Frau Eugeniens Tafel etwa gar —? Nein, unmöglich! Zu der That Friederike mit dem Hündchen nichts Anderes, als ein unschuldiges Hühnchen gemeint, das sie für drei Mark auf dem Markte erstanden hat. Doch das sind noch nicht ihre bedeutendsten Leistungen. Bisweilen ist auch der größte Scharfsinn nicht im Stande, ihre lapidaren Aufzeichnungen zu deuten. Oder hat Jemand schon von einem „Behdeziß“ gehört? Oder weiß Jemand, wo man einen „Chiertlap“ kauft? Und doch kennt jede Hausfrau diese beiden Dinge sehr gut, nur daß sie sie zufällig etwas anders schreibt, nämlich: Peterstie und Schenerlappen!

Mit Friederikes Buchführung sieht es also nicht gerade glänzend aus. Allein Frau Eugenie hat sich in ihre Geheimnisse vertieft und überwindet spielend auch die verzweifeltsten Schwierigkeiten. So ist denn das Küchen-Conto verhältnißmäßig

(Fortsetzung auf Seite 278.)



Der Brand auf dem Fährbener-Quai in Hamburg, am 1. Juni. Nach einer Skizze von H. Reichshmar in Hamburg gezeichnet von Carl Salgmann.

Die furchtbare Feuerkraft auf dem Fährbener-Quai in Hamburg legte nicht nur sämtliche Lagerhäuser mit den darin befindlichen Warenvorräten in Asche, sondern beschädigte auch einige Schiffe, die in der Nähe des Quai vor Anker lagen. Der Brand entstand gestern nach Uhr durch Selbstentzündung von Schmelzblei, die kurz vorher aus dem von Messing angelegten

Dampfkr „Hinter“ entzündet und in einen Feuer Schuppen geschickt worden war. Das Feuer verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit, so daß in kurzer Zeit der ganze Lagerraum lichterloh brannte und über die Stadt und deren Umgebung einen weithin sichtbaren Feuerleucht verbreitete. Als die Feuerkräfte auf der Brandstätte eintraf, hatte das Feuer bereits eine so ungeheure Ausdehnung

genommen, daß es ein vergebliches Bemühen war, das entzündete Element mittels der Dampfkräften zu löschen. Unglückliche Ganten sprachen, vom Vorsehung getrieben, auf die im Hafen liegenden Dampfkr nieder und setzten mehrere derselben in Brand; doch gelang es hier, der wilden Gluth schnell Herr zu werden. Die glühenden Sprangen rasch entzündeten von den benachbarten Gehöftungen

in die Straßen der Elbe und schwebten an's Ufer ober wurden von den herbeieilenden Rettungskräften aufgenommen. Zahlreiche Personen trugen bei der Katastrophe schwere Brandwunden davon und auch mehrere Schiffe an Meeresküsten waren zu verlagern. Erst gegen fünf Uhr Morgens konnten die Flammen erstickt werden. Der verurtheilte Schaden beträgt mehrere Millionen.

Kunstgewerbliches

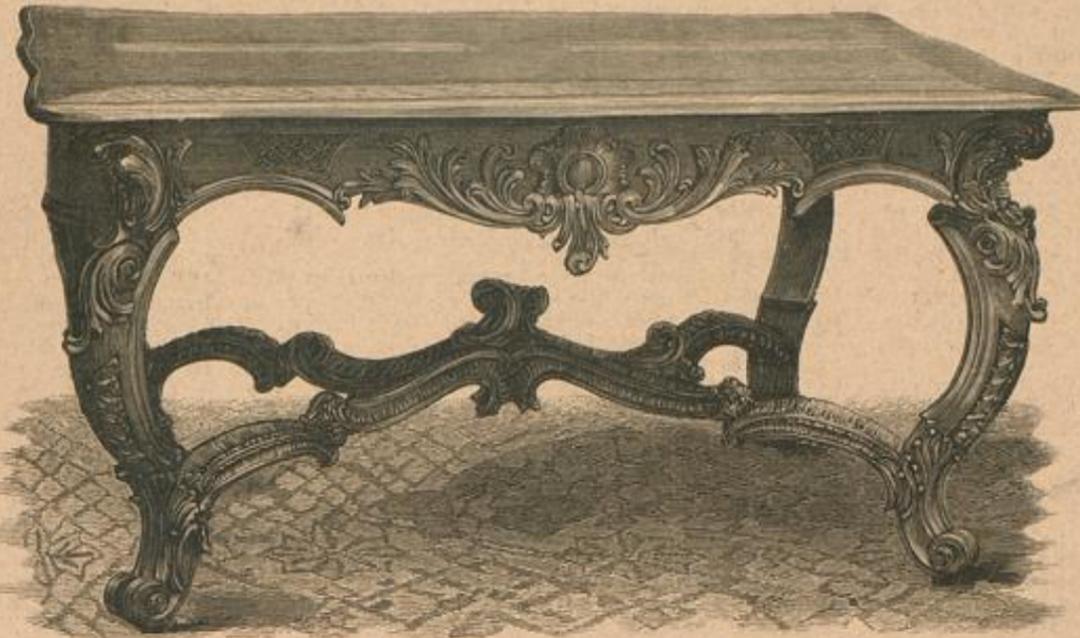
Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Er Ring. — Es ist nicht schön und nicht fein, viele Ringe zugleich an der Hand zu tragen, alle Finger damit voll zu stecken. Die plumpe Hand macht sich noch auffälliger in ihrer plumpen Häßlichkeit, und die schöne Hand verliert, indem die Fülle des glänzenden und funkelnden Schmuckes die Augen von ihrer Form und Farbe ablenkt und auf sich hincieht. Und wer betrachtet nicht gern dieses anmuthige Gebilde und folgt seinen Linien und Formen! Ein feines und vornehmeres Gefühl hat stets nur mit bescheidenem Maße sich des Ringschmuckes bedient; heute ist es so, und es war in früheren Zeiten auch nicht anders.

Soweit unsere beglaubigte Culturgeschichte zurückreicht, stand auch das Tragen des Ringes in Uebung. Die Aegyptier hatten ihn schon in mannigfacher Schmuckgestalt; man hat Nummen gefunden, deren Finger ganz mit Ringen bedeckt waren, eine auffallende Erscheinung bei der hohen und feinen Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens und seiner Formen, wie sie schon im höchsten ägyptischen Alterthum stattfand. Vermuthlich war es auch nur stückerhafte Eitelkeit, welche die Cultur begleitet. So war es auch in Italien. Die Griechen waren bei dem hohen Sinn ihrer Kunst und der Einfachheit ihres Schmuckes höchst sparsam mit allen Schmuckgegenständen ihres Leibes und ihrer Kleidung, und so auch mit dem Gebrauch von Ringen. Anders die Etrusker, deren Frauen und Männer sich mit goldenem Schmuck überluden, einem Schmuck, der freilich sich durch die schönste und feinste Technik der Goldschmiedekunst auszeichnete. Der Römer begann mit seinem einfachen, anfangs eisernen, dann ehernen und goldenen Siegelring, mit dem Ring des Ritters, oder mit dem Bronzering, der ihm mit seinen Zapfen zugleich als Schlüssel diente. In den Zeiten des Kaiserthums aber, in den Zeiten verweichlichter Sitte, trieb auch der Römer einen außerordentlichen Luxus mit Ringen, trug sie an allen Fingern, schwere für den Winter und leichtere für den Sommer. Er war stolz auf seine wohlgefüllten Ringkästchen, die ihm Abwechslung erlaubten.

Ähnlich, wie im Alterthum, war es auch im Mittelalter. Die goldene Zeit des Ritterthums, das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, die Zeit der Schwärmerei, der Galanterie und des Minneliedes, verschmähte allzu reichlichen Goldschmuck, ja duldeten dessen nur sehr wenig. So hatte auch der Ring keinerlei kostümliche, sittengeschichtliche oder künstlerische Bedeutung. Erst die Sitten-Entartung am Ausgange dieser Epoche, im fünfzehnten Jahrhundert, brachte den Ring wieder mehr in Mode, wie überhaupt den Goldschmuck, und es gab Stüber, die alle Finger, selbst den Daumen, damit schmückten. Auch hohe Damen zeigten wohl damals die Hände überladen.

Die ganze Zeit der Renaissance, die jeden Schmuck zierlich zu bearbeiten wußte und sich aus dem neuentdeckten Amerika eines reichen Goldzuflusses erfreute, hielt auch den Ring in hoher Achtung und machte ihn zu einem Gegenstand künstlerischer Arbeit. Sie hat uns die schönsten Muster hinterlassen, obwohl dieselben nicht sehr zahlreich sind. Das sechzehnte Jahrhundert war überhaupt eine Zeit großer Schmuckliebe. Viel bescheidener verhielten sich in dieser Beziehung das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert, bis die „Merveilleyen“ der französischen Revolution und die Damen des Directoriums kamen und Ringe nicht bloß an den Händen, sondern auch an den Zehen trugen. Seitdem ist die Sitte im neunzehnten Jahrhundert wohl ziemlich constant geblieben und hat bis heute eher zu, als abgenommen; doch findet sie um so bescheidener und maßvollere Anwendung, je



Auszugtisch im Rococo-Stil,
aus altem Eichenholz. Ausgeführt von J. M. Eyser, Kunstgewerbliches Etablissement in Nürnberg. Länge 1 Meter 70 Cent., Breite 1 Meter, Höhe 80 Cent.



Schreib-Utensilien-Schränken
in deutschem Renaissance-Stil. Entworfen von Ludwig Schmidt jun., ausgeführt in der Werkstatt für Tischlerei und Holzbildhauerei von Georg Schmidt in Marburg (Hessen). Höhe 50 Cent., Breite 40 Cent., Tiefe 25 Cent.



Doppel-Sitz,
mit Kameeltasche bezogen und mit Seidenplüsch und feiner Paffementerie ausgestattet. Halbbrüchbar-Polster. Ausgeführt von J. M. Eyser, Kunstgewerbliches Etablissement in Nürnberg. Länge 1 Meter 20 Cent., Tiefe des Sitzes 67 Cent., Sitzhöhe 42 Cent., ganze Höhe 85 Cent.

höher die Gesellschafts-Klasse steht, natürlich eine gewisse Wohlhabenheit vorausgesetzt. Während Adel und Schönheit vielleicht ganz entsagen oder sich mit dem einfachsten Schmuck begnügen, weiß der junge Reichtum aus den Gold- und Silberländern des amerikanischen Westens des Guten nicht genug zu thun. Das Arabothum liebt seine Diamanten zu zeigen; Amerikanerinnen, — und ihre Männer machen es nicht viel anders, — kann man den Werth von Fürstenthümern an ihren Händen tragen sehen. Es giebt aber heute auch wohl noch ein anderes Motiv, die Ringe zu häufen, — die Antiquitäten-Liebhaberei; sie hat sich nicht selten bei Damen auf den Ringstaud geworfen.

Der Ring ist, künstlerisch betrachtet, ein Kreis, eine endlose Linie, die in sich zurückkehrt und in solcher Gestalt keine Stelle bietet, an welcher die Verzierung in bevorzugter Weise haften könnte. Diese seine formelle Eigenschaft hat dem Trauring seine symbolische Bedeutung als Zeichen der ewigen Treue gegeben, und eben deshalb, weil die in seiner Form begründete Symbolik vorwiegt,

ist auch der Trauring fast immer unverzerrt geblieben. Stilistisch setzt die Form eine gleichmäßige, umlaufende Verzierung voraus; allein der Gebrauch, die Art, den Ring zu tragen, hat ihm doch ein Oben und Unten gegeben und somit eine Stelle, wo die Verzierung vorzugsweise ihren Platz gewinnt. Oben auf der Hand sichtbar, konnte hier ein reicherer Schmuck eintreten, der an allen anderen Stellen abgelehnt wird. So erhielt der Ring seine Platte, seine Scheibe, oder was immer an deren Stelle tritt. Diese Platte war aber schon früh nicht bloß Schmuck, sondern sie hatte auch praktische Bedeutung, indem sie als Siegel oder Beschaft diente, ein Gebrauch, der sich ja bis auf unsere Tage erhalten hat. Er ist es vorzugsweise gewesen, der zur Kunst der Glyptik, zur Kunst der geschnittenen Steine, geführt hat, welche im Zeitalter Alexanders des Großen und der zunächst nachfolgenden Jahrhunderte ihre Blüthezeit hatte.

Bei diesen Siegelringen, zumal denjenigen, wo das Siegelzeichen, — heute das Wappen oder das Monogramm, — in den Stein geschnitten worden, hatte nun freilich die Glyptik die künstlerische Hauptarbeit gethan, und der Metallreif, der den Stein trug, konnte, so schien es, vernachlässigt werden. Das ist nun heute in Wirklichkeit der Fall; solche Siegelringe pflegen plump und schwer zu sein, und die Art, wie der Stein mit dem goldenen Reif verbunden wird, ist gewöhnlich mit völliger Gleichgültigkeit behandelt.

Das ist aber durchaus nicht in der Ordnung. Der Fingerling ist in jeder Gestalt ein Miniatur-Kunstwerk, oder soll es wenigstens sein, und es müssen demnach alle Theile, welche des Schmuckes fähig sind, auch entsprechend behandelt werden, und dies ist vor Allem die Befestigung des Steines und der Uebergang, die Verzierung, von der Platte zu dem Reif, der zwischen den Fingern und unterhalb glatt und möglichst dünn sein muß. Echte Kunstzeiten haben auch hierauf Werth gelegt; selbst die Byzantiner haben die Steine zierlich mit goldenen Fäden gefaßt oder auf kleine, goldene Bogenreifen gestellt, und die Renaissance hat es verstanden, die Steine in mannigfach verzierte Kapseln einzuschließen. Die Renaissance hat ferner den Relief-Schmuck, mit dem sie den Stein umgab, auch zu beiden Seiten die Verzierung hinablaufen lassen und nicht selten kleine Figürchen dabei angebracht, sobald ihre Ringe in der That Miniatur-Kunstwerke sind.

Das bezieht sich aber nicht allein auf Siegelringe, vielmehr auch auf Fingerlinge jeder Art; selbst den Ehering hat die Kunst der Renaissance nicht in seiner einfachen Form gelassen. Und wie sie denn Alles und Jedes als Kunstwerk

behandelte und mit Schmutz verfaß, so ist sie auch mit den Verzierungsmitteln weiter gegangen und hat den Ring nicht bloß als einen Gegenstand plastischer, sondern auch malerischer Verzierung betrachtet. Sie hat verschiedenfarbige Steine zu seiner coloristischen Wirkung zusammengestellt und hat diese Wirkung zu erhöhen und reicher zu gestalten, translucides Email in die Tiefen gegeben oder die Relief-Ornamente und die etwaigen Figürchen mit opalem Email umschlossen. Solche Ringe, wirkliche Kunstwerke, haben sich wohl noch in den Sammlungen erhalten. Trotz ihres reichen Schmuckes sind sie überaus fein und zierlich, wirklich Pierde der feinsten und schönsten Damenhands. Auch die Renaissance hat wohl mit diesem Schmutz symbolische Spielereien getrieben, der Platte z. B. Herzform gegeben oder, als Memento mori, einen emailirten Totenkopf, oder sie hat in die Kapsel unter einer Krystalldecke ein Miniatur-Portrait eingeschlossen.

Die nachfolgende Zeit, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, hat sich im Ganzen in der gleichen künstlerischen Richtung bewegt, wenn sie auch an Schönheit und Vollendung der Arbeit nachstand. Namentlich giebt es noch aus dem achtzehnten Jahrhundert, aus der Rococo-Zeit, zahlreiche Ringe, welche bei durchbrochener Fassung das Motiv verschiedenfarbiger Steine in coloristischer Zusammenstellung beibehalten haben, und diese sind es vorzugsweise, auf welche sich die oben erwähnte antiquarische Liebhaberei geworfen hat.

Erst der heutigen Zeit war es vorbehalten, den materiellen Werth des Goldes und vor Allem des Steines in den Vordergrund zu setzen. Daber so häufig die plumpen, schweren Ringe, die keinen anderen Werth haben, als den des Goldes; daher auch so häufig ein einziger kostbarer Stein, der ohne allen Zierath in eine breite Goldfläche eingesetzt ist. Der Ring ist dann nicht mehr ein Schmuck der Hand, nicht eine Pierde, sondern nur ein brutales Zeichen von dem Reichthum und der Unbildung des Besitzers.

Wie schon gesagt, ist es heute durchaus nicht selten, dergleichen reich beladene Hände zu sehen. Allein andererseits wollen wir auch nicht verkennen, daß die Juwelier-Kunst bereits besseren Richtungen zutreibt. Wenn auch jene oben geschilderten Muster der Renaissance noch ihres Gleichen suchen, so ist doch der Juwelier bemüht, mit der Zusammenstellung farbiger Steine hübsche, gefällige Effecte zu erzielen und die Fassung selbst zierlich und nett zu halten. Was aber noch wenig Verwendung findet, ist die Verzierung mit Email. Freilich, Alles in Allem genommen, ist der materielle Werth heute noch immer die Hauptsache. Er spricht in Ziffern und begreift sich daher leichter, als der künstlerische.

Jacob von Falke.

(Fortsetzung von Seite 275.)

schuell geprüft und in das Wochenbuch übertragen. Die Hausfrau seufzt erleichtert auf: es stimmt! Nun zu den übrigen Wirtschaftsstücken-Conti! Aus dem Kinderzimmer läßt sich die durchdringende Stimme Entulein's vernehmen. Frau Eugenie horcht auf. Was ist da los? Doch das Geschrei verstummt; sie wendet sich wieder ihren Zahlen zu, ärgerlich über die Eindrückung und schon halb zerstreut. Ach, welche eine Mühe! Und wenn es nun am Ende gar nicht stimmt, wenn sie das Ganze noch einmal durchrechnen muß! Sie schaudert. Nicht dem verantwortlichen Kassirer kann eine falsche Zahl so schrecklich erscheinen, wie ihr. Aber Gott sei Dank, ihre Angst ist diesmal unnötig. Die Rechnung ist richtig. Noch einmal überfliegt sie die Zahlenreihen, — es stimmt auf Heller und Pfennig! Sie lächelt zufrieden. Nun noch schnell den Kassenbestand vergleichen, — und dann zu Entulein, dem armen, verlassenem Entulein!

Hastig gleiten die Goldstücke, die Silber- und Nickelmünzen durch ihre feinen Finger, welche plötzlich zu zittern beginnen. Was bedeutet das? Es fehlen ja zwanzig Mark! Hat sie sich verrechnet? Noch einmal zählt sie das Geld durch, — es wird nicht mehr. Frau Eugenie ist ganz blaß geworden. Es steht also irgendwo im Buche ein Fehler! Denn in der Kasse kann kein Manco vorkommen, das ist unmöglich, rein unmöglich. Von Neuem geht es also an ein Rechnen und Vergleichen. Und diesmal will es ganz und gar nicht stimmen. Bald ist hier eine Reihe falsch addirt, bald dort eine Zahl unrichtig übertragen. Sie geräth außer sich, die Ziffern tanzen vor ihren Augen, — was soll nun werden? In ihrer Angst weiß sie nur einen Ausweg: Heinrich muß helfen! Zwar im Rechnen ist auch er kein Held, aber gleichviel, vier Augen sehen doch mehr, als zwei!

Nichts Böses ahnend, sitzt Herr Heinrich über seinen Arbeiten, als plötzlich Frau Eugenie, mit Büchern und Kasse bewaffnet, in der Thür erscheint.

„Heinrich, Du mußt nachrechnen; es stimmt wieder nicht!“ bittet sie.

„Aber, liebes Kind,“ wehrt Herr Heinrich ab, „Du weißt, ich verstehe mich nicht darauf.“

„Nur nachrechnen sollst Du, bitte, bitte! Hier ist das Wochenbuch. Also von da ab, einfach zusammenzählen!“

Schon liegt das Buch vor ihm, gerade auf der neuen Cicero-Ausgabe, und über seine Schultern sich vorbeugend, deutet Frau Eugenie auf die verschiedenen Columnen. Herr Heinrich seufzt und streicht sich resignirt das gelehrte Haupt.

„Wenn es denn sein muß!“ sagt er und beginnt mit Todesverachtung zu addiren, langsam und gewissenhaft, wie es sich für einen Cicero-Forscher ziemt. Endlich ist er fertig.

„Aber Kind,“ ruft er aus, „es stimmt ja vortrefflich!“

„Nein!“ giebt Frau Eugenie klagend zurück. „Es kann ja nicht stimmen.“

„Aber ich bitte Dich, Eugenie,“ erklärt der Gelehrte mit Betonung, „ich habe es doch genau geprüft.“

„Bitte, bitte, lieber Heinrich, rechne noch einmal nach,“ schmeichelt sie.

„Gut, ich werde noch einmal rechnen,“ sagt er, seiner Sache gewiß.

Gespannt verfolgt sie sein lautes Addiren. Nun ist er am Ende. „Ich habe es ja gewußt,“ ruft er triumphirend, „es stimmt!“

„Aber Heinrich,“ wiederholt sie verzweifelt, „es ist unmöglich, es kann nicht stimmen! Ich habe zwanzig Mark weniger in der Kasse, folglich —“

„Folglich,“ ergänzt Herr Heinrich, „fehlen in Deiner Kasse zwanzig Mark.“

Doch Frau Eugenie will sich dieser Logik um keinen Preis beugen. „Ich verfidere Dich, Heinrich,“ sagt sie bestimmt, „Du irrst Dich. Meine Kasse ist in Ordnung, war immer in Ordnung.“

„Was aber nicht ausschließt, daß Du irgend etwas ausgegeben hast, ohne es zu buchen,“ erwidert er.

„Nie! nie!“ behauptet sie. „Bedenke doch: zwanzig Mark!“ Herr Heinrich zuckt ungebüdig die Achseln und will eben seinen Cicero von dem noch immer darauf lastenden Wochenbuche befreien, als Frau Eugenie einen lauten Ruf ausstößt, der ihn hastig sich umwenden läßt.

„Was hast Du, liebe Eugenie?“ fragt er bestürzt.

„Heinrich, jetzt sehe ich Klar!“

„Was siehst Du klar?“ Sprich doch, Kind!“

Frau Eugenie tritt näher an ihn heran und sagt in lästerndem Tone: „Niemand Anderes, als Friederike hat das Geld!“

Er weicht erschrocken zurück. „Welches Geld, Eugenie?“

„Die zwanzig Mark!“

„Eugenie!“

„Niemand Anderes, verlaß Dich darauf!“

„Aber ich bitte Dich, Kind, wach ein Verdacht!“

„Ich weiß, was ich weiß!“

„Hast Du Beweise? Friederike mag ihre Fehler haben, aber ehrlich ist sie doch!“

„So lange man sie nicht des Gegentheils überführt...“

„Aber hast Du sie denn überführt?“

„Ich bitte Dich, wer sollte es sonst genommen haben?“

„Das nennst Du Beweise? In der That, das ist stark!“

„Aber Heinrich —“

„Ja, allerdings, auf bloße Vermuthung hin einen Menschen eines Verbrechens zu bezichtigen, einen Menschen, gegen dessen Treue nicht das Mindeste vorliegt, — das ist stark!“

Herr Heinrich spricht dies in lauter und gegen seine Gewohnheit heftigem Tone, indeß Frau Eugenie, hochroth vor Erregung, sich zu einer scharfen Entgegnung rüftet. Die Situation ist auf's Höchste gespannt, und wer weiß, was das verhängnißvolle Zwanzigmarkstück noch zu Wege brächte, wenn nicht in diesem Momente im Kinderzimmer sich ein fürchterliches Geschrei erhob, das nichts Geringeres befürchtete läßt, als daß Entulein am Spiege stekt. Wie auf Verabredung stürzen beide Eltern auf den Schauplatz der ungeheuren That und finden Entulein, aus vollem Halse brüllend, mitten in der Stube stehen.

„Entulein! Was ist passiert?“ rufen Beide wie aus einem Munde. Aber aus Entulein ist nichts herauszubekommen. Er schreit mit ungeschwächter Lunge weiter. Erst den Schmeichelworten der Mama gelingt es endlich, die Ursache seiner ungewöhnlichen Stimmung-Entfaltung zu ermitteln. Er behauptet, seinen „doldenen Fennig“ verloren zu haben.

„Wo denn, mein Entulein?“ fragt die Mama.

„Da, da!“ ruft er und zeigt unter sein Bettchen.

Nun sieht man, wie der gelehrte Cicero-Forscher bedächtig und mühevoll unter Entulein's Bettchen kriecht, hierhin und dorthin rutscht, bis er endlich den verlorenen Schatz entdeckt und im Triumph an's Tageslicht bringt. Jetzt ist aber an Frau Eugenie die Reihe, aufzuschreiben.

„Das ist ja mein Zwanzigmarkstück!“ ruft sie außer sich.

„Freilich ist es Dein Zwanzigmarkstück,“ sagt Herr Heinrich, indem er sich vom Boden erhebt und seinen Anzug säubert.

„Ich sagte es Dir ja gleich, liebes Kind, Deine Kasse hat ein Manco!“

„Und Entulein ist der Kassendieb!“ ruft sie und nimmt den kleinen Strid in die Arme, um ihn tüchtig abzuküffen.

Dann aber geht sie beschämt auf Herrn Heinrich zu und küßt ihn gleichfalls und bittet: „Verzeih' mir den ungerechten Verdacht, Heinrich! Du hattest Recht, und ich war im Unrecht.“

Rathend verboten.

Hausfrauen und Dienstboten.

Von Elisabeth Kafelowks.

Keine Klage wird häufiger gehört, und keine ist leider berechtigter, als die über schlechte und mangelnde Dienstboten. Woher kommt dieser Mißstand, und wie ist ihm zu steuern? „Ein Mädchen von außerhalb“ ist das täglich in den Zeitungen der Großstädte zu lesende Interat, und in der That rekrutirt sich der größte Theil unserer dienenden Klasse aus kleinen Städten und vom ländlichen Lande. Wenn die Bezeichnung „von außerhalb“ an und für sich als eine Empfehlung gilt, wenn man mit ihr den Begriff der Unverdorbenheit, Ehrlichkeit und Bescheidenheit verbindet, so vereint sich mit derselben aber auch fast untrennbar der der Unerfahrenheit. Meist aus den beschränktesten Verhältnissen hervorgehend, oft nur von der Sehnsucht nach dem Unbekannten, dem höheren Lohne, dem Buz, dem Vergnügen der Großstadt getrieben, entbehren diese Mädchen meist jeden Verständnisses für die Arbeit, welche der Comfort einer selbst einfachen städtischen Häuslichkeit erfordert. Ohne Manieren, gewohnt, mit derben Händen derbe Geschirre zu handiren, lassen sie unbarmherzig Glas und Porzellan in ihren Fingern zerbrechen; noch unbekannt mit dem time is money, haben sie keine Ahnung von Zeit-Einheitung und Pünktlichkeit, keine Kenntniß von dem Behandelnd gebohrten Fußböden und polirter Möbel.

Schwerlich wird eine Hausfrau, deren Stellung ihr die Auswahl der Dienerschaft erlaubt, sich entschließen, ein derartiges Mädchen aufzunehmen; dieses ist zunächst auf einen „kleineren“ Hausstand angewiesen, in dem die Frau, auf materielle Arbeitskraft und geringeren Lohn lebend, thätig mit eingreift. Besitzt sie erzieherisches Talent, hat das Mädchen guten Willen und Anlage, so ist es hier die Brodherrin, die den Dienstboten bildet und ihn mit der Zeit für eine höhere Stellung befähigt, die dann aber zu beanspruchen, er gewiß nicht zögern wird.

Eine wesentliche Schuld an dem Mangel guter Dienstboten trägt ferner die sociale Entwicklung der großen Stadt selbst. „Meine Tochter braucht nicht zu dienen; sie soll etwas Besseres werden und eine gute Erziehung bekommen“, — das ist die oft gehörte Rede der Arbeiter- und Handwerker-Frau. Man schickt das Kind, oft mit großen Opfern, in eine höhere Schule, wo es sogar französisch treibt; man ist stolz auf die wenigen Vocabeln, die es weiß, darauf, daß es neben den Töchtern „vornehmer“ Leute sitzt; es lernt die Regeln der Grammatik, ohne deshalb je seine Muttersprache richtig zu sprechen, und spielt wohl gar, — durchaus kein seltener Fall, — Klavier. Die Mutter aber, die bei vielen Kindern oft dringend der Unterstützung der heranwachsenden Tochter bedürfte, bleibt die Dienerin derselben; eine Märrerin in des Wortes härtester Bedeutung, giebt sie Alles daran, um „den Anstand“ zu wahren.

Mit vierzehn Jahren eingeeignet, ist das Mädchen fertig gebildet, reif, in's Leben einzutreten, — man hält Umschau nach der höheren Stellung. Worin nun besteht diese? Das Mädchen

tritt in ein Geschäft, wird zu einer Schneiderin, einer Buzmacherin gebracht, näht Wäsche oder Confection. Ungebunden, frei, — das ist das Begehrenswerthe dem dienstlichen Verhältniß gegenüber, — geht sie, mindestens auf Stunden, sich selbst, überlassen oder schlechter Gesellschaft ausgeliefert, häufig moralisch zu Grunde; oft auch verkümmert sie durch anhaltendes Sitzen und schlechte Ernährung körperlich, wird siech und krank. Hausfrauen, die je einen Einblick in das Leben sogenannter „kleiner Leute“ gethan haben, werden die Nichtigkeit des Gesagten bestätigen, und sie gerade sollten es sich zur Aufgabe machen, derartig verblendeten Müttern den Segen klar zu legen, der ihren Kindern erwächst, wenn sie als Dienstboten Aufnahme in einem Hause finden, das ihnen, neben gesichertem Obdach, kräftige Kost und sittlichen Halt gewährt. Hier, in treuer Pflüchterfüllung die Grundlage für ihr ganzes späteres Leben findend, werden sie befähigt, einst selbst tüchtige Frauen und Mütter zu werden. Gelänge es, auch nur einen Theil dieser, für dienstliche Verhältnisse verloren gehenden Arbeitskraft die Töchter braver Mütter, die einst selbst gedient haben, zurück zu gewinnen, es würde für die Dienstboten-Frage der großen Stadt von weittragendem Einfluß sein.

Dem Mangel der Dienstboten-Erziehung Rechnung tragend, haben sich in neuerer Zeit Haushaltungs-Schulen gebildet, in denen, unter Aufsicht tüchtiger Wirthinnen, junge Mädchen in allen Zweigen des Haushaltes unterrichtet, zur Erlernung des Kochens, Waschens, Zimmer-Reinigen, Ausbesserns, Nähens zc. angeleitet werden. Wenngleich diese Ausbildung nur nach einem aufgestellten Haushaltungs-Programm erfolgen kann, so ist es, — sollten selbst die Kenntnisse lückenhaft sein, — doch von großem Werth, durch gute Schulung den Grund für Ordnung, Reinlichkeit, Pünktlichkeit gelegt zu sehen.

Von großer Wichtigkeit für die gedeihliche Entwicklung eines guten Verhältnisses zwischen Herrschaft und Dienstboten ist ferner die gegenseitige Stellungnahme Beider. Keine wahrhaft gebildete Frau wird in der Dienerei nur eine bezahlte Kraft sehen, die möglichst, oder über Gebühr, ausgenutzt werden müsse; kein Dienstmädchen darf die Herrin für seine natürliche Freundin halten, die stets geneigt sei, es zu unterdrücken. Beider sind nicht alle Hausfrauen gute Haushälterinnen. Liegt wirklich der Grund zur Klage, die Schuld stets nur auf Seite der Dienstboten? Sollte nicht namentlich eine junge Frau, die eben in die Ehe, in vollkommen neue, verantwortliche Verhältnisse getreten ist, oft auch, vielleicht gerade im Ueberreifer, Fehler begehen? Gewiß, das Leben ist für uns Alle eine dauernde Schule; wir lernen und sollen lernen, so lange wir atmen. Wie oft Kinder schon die Schwächen der Eltern erkennen und benutzen, so Dienstboten die der Frau; darum sollte letztere sich hüten, Anordnungen zu treffen, von denen sie nicht bestimmt weiß, ob sie richtig sind. Falsche Befehle erschüttern die Autorität und erzeugen Widerpruch, der, einmal vielleicht berechtigt, sich unberechtigt ein zweites Mal wiederholen kann und die Disciplin untergräbt. Wer eine Arbeit ausgiebt, muß, — um sie recht zu bemessen, — wissen, welche Zeit sie erfordert. Ein Ueberhasteten der Dienstboten macht diese unwirksam und unlustig; auch lasse man es zuweilen nicht an einem lobenden, ermutigenden Worte fehlen; wo Ehrgefühl vorhanden, wird dies zum besten Sporn.

Das Haushalten ist auch eine Kunst, welche als Bedingung der Schönheit rechtes Maßhalten erfordert, — das vergesse die Hausfrau nie. Freundlichkeit, Milde, liebevolles Entgegenkommen müssen ihr zu eigen sein; Jähzorn, Heftigkeit, Launen vernichten den Frieden jeder Häuslichkeit. Die Hausfrau gleiche einem guten Feldherrn, der seinen Schlachtplan im Geheimen ausgearbeitet und durchdacht hat, dann erst den Befehl erteilt, ruhig, freundlich, bestimmt; je unsichtbarer dem Zuschauer die Fäden sind, die den Organismus in Bewegung setzen, um so musterhafter das Regiment; nichts ist schrecklicher, als beständiges Hin- und Herlaufen, Rufen und Schlüsselklappern. Namentlich in Gegenwart eines Gastes suche die Frau stets äußere Ruhe zu bewahren, denn es ist jedem feinfühlernden Besucher peinlich, zu sehen, daß seine Bewirthung mit einer Aufregung, einer Anstrengung für die Hausfrau verbunden ist. Begehen Dienstboten in Gegenwart Fremder Fehler, so ignovire das eine kluge Frau oder gehe mit einem scherzenden Worte darüber hinweg. Viel besser ein verborrenes oder schlecht servirtes Gericht mit gelassener Miene verzehren, als eine „Scene“ machen. Die Zurechtweisung erfolge später, unter vier Augen; der Geholtene wird dann den Fehler leichter zugestehen und zugleich die Rücksicht erkennen, die ihm die Kluge in Gegenwart des Fremden ersparte.

Die Absicht, richtig zu handeln, glücklich zu sein und zu machen, hat wohl ein Jeder; schließen wir mit dem Goethe'schen Worte: „Der Glückliche, er sei ein König oder ein Geringer, ist, der dem eigenen Hause Wohl bereitet!“

Rathend verboten.

Krankenfüche in alter Zeit.

Von Julius Stinde.

Mit besonderer Vorliebe werden heutzutage die kunstgewerblichen Gegenstände gesammelt, welche im Mittelalter entstanden, und in ihren Nachbildungen wird Allen denjenigen, welchen die Originale merkebar sind, Gelegenheit gegeben, die Hauseinrichtung stilvoll zu vervollständigen. Wie in der napoleonischen Zeit griechische und römische Formen nachgeahmt wurden, so hat man sich jetzt darauf verlegt, nach altdeutschen Mustern zu arbeiten. Fenster mit bunten Buzscheiben, Tische und Stühle, Teppiche und Leinwand, Thon- und Metallgeräthe alter Fassung möchten mitunter den Glauben erwecken, daß das Mittelalter wieder heraufbeschworen sei, wenn nicht das moderne Leben in einem zu großen Contrast mit den Gebräuchen und Sitten jener Zeit stände, der die Schalen und Schüsseln entstammen, welche wieder Mode geworden sind.

Haben wir auch unsere Freunde an den Geräthen jener Zeiten, so würde uns doch eine Rückkehr zu den Sitten der vergangenen Jahrhunderte keineswegs angenehm sein, da die Art und Weise des Lebens sich gar gewaltig geändert hat. Wir wissen viel über das Leben der Altordern in gesunden Tagen, von ihren Festen, Turnieren, Hochzeiten und Banketten; wenig aber ist darüber aufbewahrt worden, wie es ihnen erging, wenn Krankheit und Siedthum an sie herantrat und sie der Pflege bedürften. Dann kam es nicht darauf an, von welchem Aussehen die Schüsseln waren, sondern auf das, was in denselben dem Patienten dargeboten wurde, auf die Krankenfische, welche von sorgsamer Hand bereitet wurden.

Wir haben heute besondere Kochbücher für den Tisch der Wagenkranken, der Lungentranken, sowie diätetische Vorschriften, die sich auf bestimmte Kuren beziehen, wovon damals schon wegen der Preise und Seltenheit der Bücher nicht die Rede sein konnte; trotzdem aber wiesen die Ärzte in ihren Schriften des Lesers auf die Diät der Kranken hin, und deshalb läßt sich aus alten Doctor- und Apothekebüchern ersehen, wie es im Mittelalter und gegen Ende desselben um die Krankenküche stand.

Bevor wir uns mit dieser beschäftigen, ist es notwendig, einen Blick in die Küche überhaupt zu werfen, um zu sehen, wie die Speisen für die Gesunden zubereitet wurden. Hierüber giebt uns die sogenannte Würzburger Pergament-Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu München befindet, einigen Aufschluß, da dieselbe eine Sammlung von Kochvorschriften enthält, deren Ursprung sogar theils im Morgenlande zu suchen ist, mit dem die Ritter auf ihren Zügen gegen die Sarazenen in Berührung kamen, und das in regem Handelsverkehr mit dem Abendlande stand.

Was besonders an den Recepten auffällt, das ist der nach heutigen Begriffen übermäßige Gebrauch von Gewürzen, von denen viele in der jetzigen Küchenpraxis nicht mehr angewandt werden, so wie die häufige Verwendung von Mandeln; Honig und Zucker kommen neben einander vor.

Zu den abgekochten Gewürzen gehören Galgantwurzel, Vertramwurzel, Boleikraut, Noy, Rainfarin, Safran, Ambra und Moschus. Von den heutigen Gewürzen benutzte man außerdem: Pfeffer, Nelken, Zimmt, Muskatnuß und Blüthe, Petersilie, Salbei, Pfefferkraut, Pimpinelle, Senf, Zwiebeln, Knoblauch, Kümmel, Anis, Fenchel und vor allen Dingen den Ingwer.

So wurde z. B. Dirscheleber auf einem Roste gebraten, in dünne Scheiben geschnitten, mit Honig, Ingwer, Galgant und Nelken aufgetoht und als Dauerpeise aufbewahrt. Haselhühner kochte man mit Rainfarin, Petersilie, Salbei, Brodkrumen, Eiern und Wein. „Königshühner“ wurden bereitet, indem man junge gebratene Hühner in Stücke schnitt, mit frischen Eiern garnirte, Ingwer, Anis und Safran darauf streute und das Ganze in heißem Schmalz buk. „Bartche von Jerusalem“, — ein orientalisches Gericht, — waren in Mandelmilch und Zucker gekocht und wurden kalt oder warm gegessen. Mus mit Lauch bestand aus gedehntem weißen Lauch (wahrscheinlich Porree), Mandelmilch und Reismehl, während zu einem „Kalmus“ (Beilchenmus) dicke Mandelmilch, wohlgerührt mit Reismehl und Schmalz, und zuletzt soviel Beilchenblumen kamen, als zur Farbe erforderlich waren. Desgleichen bereitete man Morcheln, die „heiß verwallt“ und dann in kaltem Wasser gewaschen wurden, mit Mandelmilch, Beilchen und scharfem Gewürz.

Nicht minder waren die „Sassen“, die Saucen zu Fleisch und Fisch, kräftig gewürzt, wie aus dem Recept zu einer berühmten Sauce hervorgeht, welche den Namen „Swallenbergs“ trug. Das Recept besagt: „Nim ein wenig Honigsaft, fahre das auf das Feuer und laß es kochen, und in dar zu gestoßen ingaber, mehr denn Pfeffer, stoß Knoblauch, doch mit allzuviel und mach es stark und rühre es mit eger schinen (schön); die soll man essen in kaltem Wetter, und heißer swallenbergs Sasse.“ — An Gallreien (Gelb) von Kalbsfüßen wurde in späterer Zeit, außer Safran zum Gelbfärben, auch noch des Geschmades wegen Moschus und Ambra gethan.

Die stark gewürzten Speisen, welche man im Orient kennen gelernt und nach Deutschland verpflanzt hatte, konnten den Kranken unmöglich gut bekommen, weshalb die Ärzte damaliger Zeit den Patienten den Genuß derselben untersagten, wenn sie nicht etwa beabsichtigten, den Krankenspeisen durch arzneiliche Zutaten heilsame Wirkung zu verleihen. So verordnete Hieronymus Brunschweig, der um das Jahr 1512 ein diätetisches Doctor- und Apothekebuch zu Strößburg herausgab, daß die von der „Paralys“, dem Schlagfluß, Betroffenen Speise und Trank allzeit mit gestoßenem Safran vermischen und oft junges, in Alben gestoßenes Schweinefleisch essen sollten, was die Adern stärkte. Hatte Jemand aber keinen Safran, so konnte er Zimmt oder edles Eschensungenkraut an dessen Statt nehmen.

Ebenfalls galt der Safran als herzstärkendes Mittel und durfte daher in den Speisen nicht fehlen, die man Entkräfteten reichte. „Man soll wissen“, schreibt Brunschweig, „daß für Ohnmächtigkeit des Herzens nichts besser ist, denn daß der Mensch Safran trinke, wenn er ihn hat oder bezahlen mag, und soll je ein wenig in sein Brü (Brühe) thun (thun) oder in sein Gemüß, das sterket das Herz gar wol und erwärmet den kalten Menschen. Also thut auch gebrannter Wein, so darin ein wenig ganzer Safran gelegen ist und man den trinkt. Oder nimm alle Tag um ein oder zwei Uhren nach Mittag ein ey (Ei) und brate es, laß das Weiß ein wenig hartelecht (härlich) werden und schlag das ey uf und thu den Dotter allein in ein eßschüssel und geuß darüber ein gut Löffel voll Fleischbrü und thu dann darin gestoßen Safran als woltest du ein ey falzen, und thu dazu ein wenig Salz, und trink es dann aus. Das ist ein große Herzkertung, nit allein das Herz hunder den ganzen Leib.“

Zur Stärkung diente auch eine aus einer alten Taube oder Henne bereitete Brühe, in der das Geflügel so lange gekocht wurde, bis das Fleisch von den Knochen fiel. Die Knochen und das Fleisch wurden im Mörser zerstoßen und mit der Brühe durch ein Sieb getrieben, worauf das Ganze mit dem üblichen Zusatz von Safran noch einmal „verwallen“ mußte.

Desgleichen galt Reismus, mit Kuhmilch gekocht, als stärkend, oder ein Mäsklein von grünem Peterlinkraut, gekochten und gemengt mit Fleisch, wie man grün kraut (Kohl) zu kochen pflegt, oder aber Hirsch, Reb- oder Rindsmaut, aus den Schenkelnknochen genommen. Auch Hühner, mit Safran in Wein gekochten, gaben kräftigende Suppen, ebenso Eier, mit Wein und Butter zu einer Peise gekocht, die Abends und Morgens gegessen werden mußte, also eine Art von Wein-Crème.

Für Hustenkranken wurden in der Küche gebratene rothe Rüben empfohlen, die vor dem Schlafengehen so heiß gegessen werden sollten, als es der Patient nur vertragen konnte. Dabei gab man folgendes Getränk: „Nimm ein schüssel voll gestampfter Gerste, acht Loth Meisträbel (Rosinen) und Feigen zwölf an der Zahl, wohl gewaschen mit warmen Wasser. Thu es in einen neuen Hafen und darzu vier Maß Wasser, sied es ein halbe stund und seih es dann und thu den trank wider in den Hafen und darzu zwölf Loth Zucker, laß es ein wal thun (einmal aufwallen), ded es wol zu und laß es kalt werden. Wer (wäre) es zu dick, so mer (mehr) es mit Wasser.“

Gegen Appetitlosigkeit wird grüner Ingwer angerathen oder, wenn derselbe nicht zu haben sein sollte, ein Mäsklein aus jungen Nesseln, „das erwärmt den Magen“. Also thut

auch grüner Kalmus. Ist es aber Winter, so esse Morgens nüchtern Anisamen, auf Brod in Wein geneht; das reinigt den Magen und macher wohl „dauen“ (verbauen).

Bei der „Milch“, das ist Gelbsucht, sollte Milch nügen, in der eine Hand voll Kirschblätter abgekochten war, oder eine Mischung von gestoßenen Pfläschern und Eßig, während bei Leberleiden Krebshe, in einer Sauce von Berberisbeeren oder Agrast, empfohlen wurden. Unter Agrast verstand man den ausgepreßten Saft unreifer Weintrauben oder Johannisbeeren, der bei der Bereitung von Kräutertinken in der alten Küche etwa dieselbe Rolle spielte, wie heute der Zitronensaft, und mitunter auch zum Beträufeln der Braten diente. Als Getränk ward Leberkranken eine Abkochung von Rosenbutten (Hagebutten) in saurem Wein verordnet, wogegen Lungentranken saure und verfallene Speisen sowie Obst verboten waren, ausgenommen Rosalin und „schwarze Blaumen“. „Niem mag er essen jung Diener und rephiner, so er reich war. Er sol sich hieten vor Durteltauben und vor allen vögeln, die ihr Nahrung im Wasser haben, denn sie sint unbaulich.“

Fieberkranken waren alle groben Speisen und Gebratenes verboten, dagegen Geflügel, Lamm- und Zideinleisch erlaubt, sowie gestottene Lamm- und Hammelfleische. Der Durst sollte mit Mandelsuppen, Mandel- oder Haussamenmilch gelöscht werden, und wenn der Kranke unruhig war, mit Rohjamenmilch. In hitzigen Krankheiten gab man gern Wasser mit Beilchenhryup und, wunderbarer Weise, warme Erbsbrühe. Das vierstägige Fieber hatte eine bestimmte Diät nach folgender Ordnung: „Er soll sich hüten vor leß (Käse), milch, schweinlin und rindern, honig, vor Allem obs (Obst), frucht, sie sen neu oder alt. Er soll essen wolgekochten mählin von Mangold, Bientich (Spinat), Habermuß, Gersten und allweg ein wenig Mandeln darzu stoßen. Uff Fleischtage ein Viertel von einer Henne, gestotten in Wasser mit ein wenig Peterlin und drei Laitichblättern und soll sich hüten vor sattigkeit und füllen. Uff Fischtag soll er essen Krebs, Schnaisfisch oder Berfisch (Bartsch) etwa im weich en im Wasser geschlagen, er soll kein Wein trinken, dann zum essen, und dann soll er häßlichlich trinken, gemischt mit Gerstenwasser oder gemein trinkwasser, wenn ihm das vorgenannt Wasser zuwider war.“ Das Gerstenwasser wurde bereitet aus Graupen, Rosinen, Lakritzen, Fenchel, Dirschungensblättern, Wermuth und Pimpinell; es mag übel genug geschmeckt haben.

Die bis jetzt angeführten diätetischen Vorschriften sind durchweg als vernünftig anzusehen, wenn auch der Safran einiged Bedenten erregen muß; aber da derselbe von den alten Ärzten mit Vorliebe verordnet wurde, weil schon Hippocrates ihm wunderbare Heilkräfte zuschrieb, so erklärt sich die reichliche Verwendung dieses Gewürzes, das jetzt nur in einigen Ländern beliebt ist und noch in dem Kinderverse „Safran mach den Kuchen gel“ an seine einstige Bedeutung erinnert. Dagegen wird es uns schwer, einzelnen besonderen Krankenspeisen zuzustimmen.

Dahin gehören mit weißem Wachs gefüllte und am Spieß gebratene Tauben bei Bluthusten, sowie der mit Salbei gekochte Faun-Zgel, dessen Fleisch und Fett rheumatischen anempfohlen wurde. Schwindsüchtigen rieth man, den Braten vom Fische zu essen, so wie ein Mus aus gekochter und fleingehackter Fuchslunge, die mit Honig oder Zucker zu einer Latwerge verarbeitet wurde. Zungen von noch nicht ganz befiederter Tauben sollten, nach der Meinung des zu Pergamon geborenen Arztes Galenus, die Gelbsucht vertreiben, gegen welche Krankheit auch das Verspeisen des Vogels Willow oder Biechel gerühmt wurde, obgleich anzunehmen ist, daß der Birol nur wegen seiner gelben Federn in den Ruf kam, ein Heilmittel gegen dies Uebel zu sein.

Daß neben den diätetischen Vorschriften es an Arzneien nicht fehlte, bedarf kaum der Versicherung, zumal in jenen Zeiten der Ausspruch „Niel hilft Niel“ bei den Ärzten maßgebend war. Aderlässe und drastische Arzneien mußten den Körper des Kranken erst für die Wirkung der Medicamente reinigen und in die rechte Verfassung bringen, worauf die abenteuerlichsten Dinge eingegeben wurden. Da war der Theriak aus fünfundsünfzig Ingredienzien, unter denen das Fleisch der Bipern die erste Stelle einnahm. Die Ache lebendig verbrannter Fledermäuse, das Blut in Eßig ertränkter Hasen und das aus Regenwürmern destillirte Wasser waren nicht minder an der Tagesordnung, als gestoßene Perlen, Smaragden, Korallen, Rubine und zerriebenes Gold, die den aus allen nur denkbaren Kräutern und Gewürzen dargestellten Präparaten zugemischt wurden. Es sah, nach unseren heutigen Begriffen, damals nicht zum Besten für die Kranken aus.

Witterweile sind Jahrhunderte verfloßen, und mit der zunehmenden wissenschaftlichen Erkenntniß änderten sich Sitten und Gebräuche. Wenden wir uns auch den Formen der alten Geräthe zu, so können dieselben uns doch nicht veranlassen, die gute, alte Zeit mit allen ihren Eigenthümlichkeiten wieder zurückzuwünschen, weder ihre vermeintliche Romantik, noch ihre angebliche Gediegenheit; — davor bewahrt uns schon ein Blick in die Krankenküche vor fünfshundert Jahren.



Raddruck auch im Einzelnen verboten.

Auf märkischer Heide. Von E. Henjeler. Siehe das Bild Seite 280. — Wer je an einem schönen Sommertage in die Umgebung Berlins einen Ausflug gemacht hat, wird mit Ueberraschung wahrgenommen haben, daß die seit alter Zeit viel verlästerte Mark weit besser ist, als ihr Ruf. Freilich bietet sie nicht den berückenden Zauber romantischer Schönheit, aber der anmuthige Reiz ihrer Landschaften muß selbst die spottlustigsten Jungen zum Schweigen bringen. Die Bewohner der deutschen Hauptstadt wissen diesen Reiz sehr wohl zu schätzen und benutzen jede Gelegenheit, dem Getriebe der Großstadt zu entfliehen und draußen in Gottes freier Natur Erholung und Stärkung zu suchen. Wer sich aber einen wahren Genuß verschaffen will, der weicht die allbekanntesten Ausflugsorte, nach denen Tausende von Menschen hinströmen, die durch unruhige Hast und lärmende Vergügungen sich gegenseitig die Freude verleiden. Die kleine Gesellschaft auf unserem Bilde gehört zu jenen Vorsichtigen und darf sich daher auf dem stillen Plätzchen nach Herzenslust ergötzen. Ein mächtiger „Kremsler“-Wagen hat sie nach dem entlegenen Heidegrund geführt; der Proviant, den die vorjorgliche Frauen mitgebracht, ist verzehrt, und nun schwelgen die Glücklichen mit

zwangloser Ungebundenheit in dem niemals übersättigenden Gemusse der Natur. Fröhlich hüpfen die Mädchen von Blume zu Blume und ordnen die lieblichen Geschenke der Mutter Erde zu farbenprächtigen Sträußen. Selbst das Haupt der Familie theilhaftig sich an dieser harmlosen Beute und löst mit kundiger Hand, ganz sachte, damit ja kein Staubfaden zu Boden falle, die herrlichsten Kinderflora's von dem dichten Blüthen-Gestirne. Mit Ungeduld wartet sein hausbadiger Viebling auf die neue Gabe, um damit seinen Blumenschatz zu bereichern und dann stolz den Ruhm für sich in Anspruch zu nehmen, den schönsten Strauß zusammengebracht zu haben. Das kleine Nesthätchen aber hat gar ernste Dinge vor. Der allezeit wachsame Ami, sein treuester Gespieler, hat im Grase etwas rascheln gehört und steht, die Ohren neugierig gespielt, auf der Lauer. Da muß selbstverständlich das Nesthätchen dabei sein, denn es muß Alles wissen und ergründen, Alles, — also auch jenes Geheimniß, über das sich der verhätschelte Hund den Kopf zerbricht. Und während ein anderer Theil der Gesellschaft die Aussicht auf die Umgebung des idyllischen Plätzchens genießt, scheint dort das junge Pärchen im Hintergrunde weit Wichtigeres zu erledigen. Ohne die Braut und Herrlichkeit um sie her zu beachten, wandeln sie Arm in Arm zwischen dem grünenden Gebüsch und lachen und flüstern. Was sie sich wohl zu sagen haben? G. K.

Blätter für Kostümfunde. Neue Folge. 214. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Rönchguter Fischer-Frauen von der Insel Rügen. Von A. Ahrendts. Auffallend erscheint zunächst die eigenthümliche, tonisch gefornete, dick gefütterte Mütze aus schwarzem Merino, mit schwarzseidenem Streifen verziert und mit lang herabhängenden Bändern von demselben Stoff. Unter dieser enganliegenden Mütze trägt man ein weißleinenes Häubchen, von dem jedoch nur die zierlich gestickte Kante hervorsticht. Das Haar wird zu einem Knoten hoch auf dem Scheitel geschürzt und ist fast gänzlich verdeckt. Zum Schutze gegen Sonne und Regen setzt man noch einen hellgelben Strohhut darüber, den hinten ein breites, schwarzseidenes Band halb umspannt. Das am Halse durch eine Nabel zusammengesteckte weiße, baumwollene Unterrock ist wenig zu sehen; darüber trägt man sehr verschiedenfarbige Lächer mit Franzenkanten, die unter den Achseln des Schnürleibchens durch- und hinter das Bruststück gesteckt werden. Die bunte Camelot-Schürze wird durch recht farbenprächige, breite Seidenbänder vorn zusammen gebunden. Das Frauenhemd hat lange, offene Ärmel; darüber trägt man, wie die mittlere Figur zeigt, bei der Arbeit ein hellfarbiges, leinenes Jäckchen mit rundem Halsauschnitt. Der Unterrock ist aus grobem Wollstoff gefertigt. Die Jacke von schwarzer Wolle, mit Schößchen, kann vorn zugehakt werden und hat enge, lange Ärmel, mit schwarzem, breitem Sammetbesatz. Der faltige Oberrock von schwarzem Hauffet ist mit etwa vier Cent. breitem, blauem Band umsäumt. Die meist blauen oder schwarzen Strümpfen stecken in ledernen Halbshuhen mit Bändern. A. A.



Berlin. — Die Kaiserin Augusta, welche der Goethe-Gesellschaft zu Weimar bereits seit deren Gründung angehört und derselben schon mehrfach ansehnliche Spenden zukommen ließ, hat der Gesellschaft abermals tausend Mark zur Förderung der Arbeiten und Ankäufe überwiesen.

Röln. — Mila Röder, die einst gefeierte Sängerin, starb in der Klinik eines hiesigen bekannten Operateurs. Die Künstlerin, die nur ein Alter von neununddreißig Jahren erreicht hat, litt am Magenkrebs, und trotz der Gefährlichkeit der Operation bestand sie auf derselben. Wenn nun auch die Operation glückte, so waren doch deren Folgen für die Kranke verhängnißvoll. Eine Tochter des bekannten Theater-Agenten Röder, hatte Mila von ihrem Vater ein großes Vermögen geerbt; seit längerer Zeit lebte sie, von der Bühne zurückgezogen, auf ihrer Villa in Honnef.

Wien. — Zu Bregenz am Bodensee vollzog die Prinzessin Karoline von Thurn und Taxis die feierliche Laufe des neu erbauten österreichischen Salon-Dampfers „Kaiserin Elisabeth“. Das Schiff ist das erste Fahrzeug auf dem Bodensee, welches elektrische Beleuchtung besitzt.

— Der von den Katholiken Trient's ausgeschriebene Preis für die beste, in italienischer Sprache gedichtete Lobeshymne auf den Papst Leo XIII. wurde dem Fräulein Louise Anzoletti in Trient zuerkannt.

Paris. — Die vor Kurzem auf ihrem Schlosse Malmaison unweit Rheims verstorbene Gräfin von Chamisso hinterließ dem Museum des Louvre, neben verschiedenen Kunstgegenständen, auch eine kleine Gabel mit dem Wappen der Chamisso's, welche im Graben der Schloß-Ruine Boncourt gefunden worden war. Das Schloß, Geburtsstätte unseres deutschen Dichters Adelbert von Chamisso, wurde während der Revolution zerstört. Die kleine Gabel gehörte vermuthlich seinen Eltern und wurde wahrscheinlich von ihm in seiner Kindheit gebraucht. Uebrigens sind die französischen Chamisso, welche theilweise den Grafen- und Barontitel führen, nicht von demselben Zweige, wie der Dichter.

— Ueber Herrn Wilson, den Schwiegerjohn des Präsidenten Gröby, waren in letzter Zeit sehr üble Gerüchte verbreitet. Es hieß, er habe sein ganzes Vermögen an der Börse verperculirt, seine Schwester, die verwitwete Frau Pelouze, mit in seinen Kinn verflochten, und seine Gattin habe bereits die Ghescheibungs-Klage angestrengt. Diese von den Radicalen ausgeprägten Gerüchte sind nun sehr übertrieben. Herr Wilson hat allerdings starke Verluste an der Börse gehabt und auch seine Schwester, die sich an seinen Speculationen betheiligte, in Mitleidenschaft gezogen. Frau Pelouze ist indessen eine sehr reiche Dame, welche einige hunderttausend Francs leicht verschmerzen kann, und auch Herrn Gröby, der ein großes Vermögen besitzt, kann es nicht schwerfallen, seinem Eidam, mit dem er sonst im besten Einvernehmen lebt, aus der Verlegenheit zu helfen. Immerhin ist ihm Herr Wilson ein etwas „theurer“ Schwiegerjohn.

— Die französische Akademie verließ der Madame D'orbant-Lalande für den Opfermuth, den sie während der Cholera-Epidemie von 1883—84 in der Krankenpflege bewies, einen Preis von fünfzehnhundert Francs, — die höchste Belohnung, welche die Akademie einer Frau gewähren kann. Bereits vor zwei Jahren hatte die Dame die Ehren-Medaille erster Klasse erhalten.

— Auf der Pariser Hochschule giebt es gegenwärtig 167 Studentinnen, von denen 108 Heilkunde, sieben philosophische Wissenschaften und eine Rechtsstudien betreiben. In dem vom Rathe der Hochschule an den Unterrichts-Minister erhalteten Be-



Zufünftlicher Heide. Nach einer Skizze von G. Henfeler. — Siehe Seite 279.

richt werden besonders der Fleiß und Eifer der Studentinnen, wie ihre glänzenden Erfolge bei den Prüfungen hervorgehoben.
 Bei der diesjährigen Anordnung des Rosenmädchens in Nanterre fiel der Preis einer Pariser Ballet-Tänzerin zu. Die Gegenüberstellung nimmt sich seltsam aus, aber die gekrönte „rosière“ erweist sich des besten Rufes, ernährt mit ihrer Kunst ihre alten Eltern und bestreitet die Erziehungskosten für drei Brüder.

London. — Eine hübsche Art, das Jubiläum der Königin Victoria zu feiern, bestand in dem Pflanzen von Jubiläumsgeschenken. Pünktlich um drei Uhr Nachmittags am 21. Juni sollten die Bewohner jedes Dorfes im Königreiche mit Musik und Fahnen nach der Gemeindefeld hinausziehen und, nach Absingen der National-Hymne und einer Ansprache, eine Eiche pflanzen. Falls die Witterung hierzu nicht günstig wäre, sollte man sich mit dem Einstecken eines Eichenzweiges begnügen, der späterhin durch eine junge Pflanze zu ersetzen ist. Die Liste der Geschenke, die der Königin zugebracht sind oder ihr bereits überreicht wurden, nimmt in den englischen Blättern ganze Spalten ein. Besonders reich ist hierin die Frauenwelt vertreten; der kunstvollen Handarbeiten aller Art, der Malereien und Verherrlichungen in Poesie und Prosa ist kein Ende, und häufig greifen mehrere Zweige der weiblichen Kunstfertigkeit in einander, um der hohen Frau ein recht außergewöhnliches Angebinde darzureichen. Die Ausdauer, mit welcher dieselbe unablässig auf alle diese gut gemeinten Zeichen der Verehrung ihren Dank sagt, ist wahrhaft bewundernswürdig.

Von den Geschenken gekrönter Häupter an die Königin haben wir zunächst dasjenige des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich hervor: eine große Kiste uralten Tolaiers. In Tolai, dem Lieblingsweine des Prinz-Gemahls Albert, trank die Königin bei ihrer Verlobung mit dem Prinzen aus Du und Du, und seitdem ist dieser Wein ihr bevorzugtes Dessert-Getränk geblieben. Die Königin Elisabeth von Rumänien brachte der Jubilarin die rumänische Uebersetzung des „Tagebuchs in den Hochlanden“ in einem Pracht-Exemplare dar. Von dem Werke wird für Rumänien eine billige Volksausgabe mit erläuternden Anmerkungen vorbereitet. Das Geschenk des Khedive von Aegypten besteht in einem Halsbande aus Gemmen von schier unschätzbarem Werthe. — Die Londoner Gesellschaft der Künste beschloß, der Königin die Albert-Medaille zu verleihen, die 1862 zum Ankenken an den verstorbenen Prinz-Gemahl gestiftet wurde, welcher achtzehn Jahre lang Präsident der Gesellschaft gewesen war. Die Medaille wird alljährlich für hervorragende Verdienste um die Förderung der Künste, der Industrie und des Handels verliehen.

Die Kaiserin Eugenie ist, nach mehrmonatiger Abwesenheit in Neapel, wieder in Chislehurst eingetroffen.
 Die Gräfin von Paris wird am 28. Juni einen großen Bazar eröffnen, dessen Ertrag theils zu wohltätigen Zwecken in Frankreich, theils zum Besten der französischen Kirche in London verwendet werden soll. Zahlreiche französische Künstler und Gewerbetreibende haben für den Bazar reiche Gaben gestiftet.

Miß Florence Greene zu Montreal in Kanada, die unter großer Lebensgefahr ihren Vater vom Tode des Ertrinkens errettet, wurde von der Royal Humane Society durch eine Ehren-Medaille ausgezeichnet.

Agnes Hedenström, von deren philanthropischen Bestrebungen zum Besten der skandinavischen Seelente wir schon öfters berichtet haben, eröffnet im September ein neues Seemannsheim, das die früheren Institute an zweckmäßiger Einrichtung noch übertreffen wird. In demselben können hundertfünfzig Seelente herberge finden. Im vergangenen Jahre nahmen in dem Heim des Fräulein Hedenström 3500 Matrosen Wohnung, welche ihr Ersparnisse im Gesammt-Betrage von 15,000 Pfund Sterling zur Aufbewahrung anvertrauten; 5000 Pfund sendeten die Seelente an ihre Angehörigen in der Heimath. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der größte Theil dieser Summen verwendet worden wäre, wenn die Seelente in die Hände unsolider Herbergsührer gefallen wären.

Der englische Verein für Ferien-Kolonien (children's country holiday fund) konnte im vergangenen Jahre 11,800 Kindern die Wohlthat der Erholung in frischer Landluft verschaffen. Die Kinder stammten aus neunundzwanzig verschiedenen großen Städten.

Adelina Patti soll von ihrer amerikanischen Gastspielreise eine neue Kunst mit heringebracht haben, — die Fertigkeit, Pithen zu spielen. Bevor ihr Lehrmeister gewesen, verrathen die englischen Blätter, denen wir diese Notiz entnehmen, nicht.

Bei der „Bombay-Gazette“ sind sechzehn indische Mädchen als Setzerinnen und eine eingeborene Frau als Correctorin angestellt.

Rom. — In Genua verschied Madame Adelaide Terzetti, eine auf dem Gebiete der griechischen Literatur wohl bewanderte Schriftstellerin. Französin von Geburt, hatte sie sich mit einem Griechen verheiratet und mannigfache Schriften über Alt- und Neu-Hellas publicirt.

Stockholm. — Das Befinden der Königin Sophie von Schweden, welche längere Zeit hindurch sehr leidend war, hat sich wieder gebessert. Die hohe Frau ließ ein Schreiben veröffentlichen, in dem sie allen denen, die ihr während der Zeit ihres Leidens so innige Theilnahme erwiesen, ihren herzlichsten Dank sagt.

Kopenhagen. — Die dänische Gesellschaft der Frauen veranstaltete zu Ehren der Frau Edgren-Lessler, der bekannten schwedischen Schriftstellerin, ein Festmahl. Unter den Theilnehmern befanden sich nur sechs Männer.

Fräulein Berg, eine Tochter des bekannten Politikers, hat, als die erste der dänischen Frauen, Jurisprudenz studirt und wird demnächst ihr Examen ablegen.

Petersburg. — Ein beträchtlicher Theil der französischen Kronjuwelen ist bei der öffentlichen Versteigerung durch Agenten der russischen Aristokratie aufgekauft worden. Einige besonders kostbare Kleinodien erkaufte die Gräfin Sumarokow-Elston, Tochter des „vielsachen“ Millionärs Fürsten Jusupow, um deren Hand sich angeblich Fürst Alexander von Bulgarien in der ersten Zeit seiner Regierung beworben haben soll.

Sophie Meuter hat nun definitiv ihre Stellung als Professorin am Petersburger Conservatorium aufgegeben. Sie wird indessen der russischen Hauptstadt nicht gänzlich untreu werden, sondern gedankt alljährlich mehrere Winter-Monate daselbst zuzubringen und während der Zeit einige Concerte zu veranstalten.

Die russischen Universitäten zählten im vergangenen Jahre 779 Studentinnen, und zwar 243 auf den philologischen, 500 auf den physik-mathematischen und 36 auf den spezial-mathematischen Gebieten. Von diesen Studentinnen gehörten 587 der griechisch-orthodoxen, 139 der mosaischen Religion, die übrigen verschiedenen Confectionen an; 81 waren verheirathet. Außer diesen in Russland studirenden Frauen giebt es noch eine große Anzahl Rus-

sinnen, die im Auslande, namentlich in der Schweiz, die Hochschulen besuchen.

Eine schwedische Dame, Frau Emma Söderberg, hat in Petersburg eine Haushaltungs-Schule eröffnet. Dieselbe zerfällt in zwei Abtheilungen, eine für junge Damen aus den besseren Ständen, welche die Hauswirthschaft erlernen wollen, und eine Abtheilung zur Heranbildung tüchtiger Dienstmoten. Mit dem Institut ist auch ein Damen-Restaurant verbunden.

Newyork. — Eine hervorragende Vertreterin der decorativen Kunst besitzen die Vereinigten Staaten in Miß Mary Tillinghast. Nach ihren Zeichnungen wurden für Vanderbilt, den bekannten Millionär, zahlreiche Gobeline angefertigt, mit welchen derselbe die Wände seiner Prachtpaläste schmückte. Neuerdings lieferte die Dame auch Zeichnungen für die Glasfenster einer neuen Kirche, — das erste Mal, daß in den Vereinigten Staaten eine Frau mit einer Aufgabe der kirchlichen Kunst betraut wurde.

Miß Mary Barr, die sich durch ihre Erzählungen im schottischen Dialekt einen klangvollen literarischen Namen erworben, hatte erst im vierundfünfzigsten Lebensjahre zu schreiben begonnen. In Texas anfällig, hatte sie das Unglück, binnen vierundzwanzig Stunden ihren Gatten und sieben Kinder zu verlieren. Es blieben ihr vier Kinder, mit denen sie, gänzlich mittellos, nach Newyork ging, wo sie sich von ihren Kleinen trennen mußte, um eine Erziehungs-Stelle annehmen zu können. Die anmuthige Gabe der Erzählung, welche sie im Umgange mit den ihrer Obhut anvertrauten Kindern verrieth, veranlaßte ihre Hausgenossen zu der Aufforderung, doch Einiges von den Schöpfungen ihrer Phantasie aufzuschreiben und den Journalen anzubieten. Sie folgte dem Rathe und hatte die Freude, gleich ihre ersten Arbeiten gedruckt zu sehen. Seitdem ist sie eine beliebte Schriftstellerin geworden.

Auch im Staate New-Jersey ist den Frauen das Stimmrecht in Schulfragen eingeräumt worden. Es ist der vierzehnte nordamerikanische Staat, in dem jetzt den Frauen dieses Recht zusteht.

Miß Louise Thomas in Sorosis ist eine der größten Bienenzüchterinnen in den Vereinigten Staaten. Der jährliche Ertrag aus ihren Bienenstöcken ist auf zehntausend Pfund Honig zu schätzen.

Tokio. — Eine auf dem Frauen-Gymnasium zu Tokio vorgebildete japanische Dame, Kimura Hida mit Namen, erhielt den Zutritt zum medicinischen Studium, an der kaiserlichen Universität. Es ist die erste Frau, die zu dieser Hochschule zugelassen worden.

Die Mode.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Urgroßmutter's hochrother, mächtig großer Kattun-Schirm, dessen Rand ein buntes Streifen-Muster verzieren, ist außersehen, auf dem Lande Schutz gegen die Sonne zu spenden. Den dicken Bambusstab schmückt, an Stelle der sonst üblichen Schleife, eine mehrfach geknüpft, helle Lederschnur, die zugleich als Träger dient.



Unter den vielen reizvollen Kopfhüllen, welche man für die Abende am Seestrand vorbereitet, dürfte eine Kapuze aus gelber chinesischer Seide, mit einer goldenen Augenbrauze gerändert und von einer großen Schleife über der Stirn in Falten zusammengefaßt, sich große Gunst erwerben.

Das Streben, bei dem enormen Fremdenzufluß in Wien nicht in der Menge zu verschwinden, sondern sich durch Originalität auszuzeichnen, heißt die Modedamen, Urgroßmutter's Kleidervogel umfliegen und manche aufgefunden Reliquie, den Stolz vieler Generationen, für profane Zwecke verwerthen. Eine der reizendsten „Mondaines“ ließ einen uralten indischen Shawl, mit schwarzem Gaze-Grund und eingestickten, bunten Palmen und goldenen Arabesken, zu einer Polonaise umarbeiten und durch Schleifenbüschel aus schwarzem Moiré-Band, mit bunten gestickten Enden, und durch ein Unterkleid aus schwarzem moiré antique „pratergerecht“ machen. Ein gleichalteriger, echt persischer Shawl war über die Wagentischen gebreitet.

Der feincarrirte Ueberrod hat verschiedene Vorzüge für die Reife vermöge seiner Leichtigkeit und hübschen Form, an welcher man die Dolman-Kermel noch immer bevorzugt. Die Reifehüte gleichen mehr und mehr den männlichen Kopfbedeckungen aus Filz oder Stroh, die man mit einer Seidentresse und einem Federstuh garnirt.



Mehr denn je verzieht man dieses Jahr die Reife-mäntel mit zahlreichen inneren und äußeren Taschen. Einige derselben sind, wie die der Herren-Ueberzieher, in den hinteren Falten angebracht und auf diese Weise gut geschützt. Zu den vielfach verwendeten, zweifarbig gerippten Mäntelstoffen werden die äußeren Taschen, sowie der übrige Ausputz aus Halbblau von der Farbe des Fonds hergestellt.



Schleifen aus schmalem oder breitem, gestreift oder carrirt gemustertem Pico-Bande, welche in ihrer Mitte einen Büschel harmonisirender oder absteigender Reiferfedern bergen, sind ebenso hübsch als Schmuck für das Haar, wie zu einer einfachen Gut-Garnitur.

Unerschöpflich sind die graziösen Arrangements des Lawn-Tennis-Kostümes, zumal für ganz junge Mädchen. Von den hier dargestellten Kostümen besteht das eine aus ganz weissem, mit rother Wolle besticktem Triangel, das andere aus glattem, blau



punktirtem Satinette, einem billigen, aber hübschen, weichen, in allen Farben und Mustern vorhandenen Baumwoll-Stoffe. Garnitur-Theile aus Sammet erhöhen die Wirkung des anspruchslosen Gewebes.

Bolapük, die neue Weltsprache, hat sich bereits die Fächer erobert. Alle Farben und Fahnen der Welt schmücken den Rand des Fächers, während etwas tiefer Vertreter aller Völker in ihren National-Trachten den Kreis schließen. Goldene Sonnenstrahlen, von einem Stückchen Weltkugel ausgehend, bestrahlen das Ganze, und darüber prangt in breiter Schrift das Wort „Bolapük“.

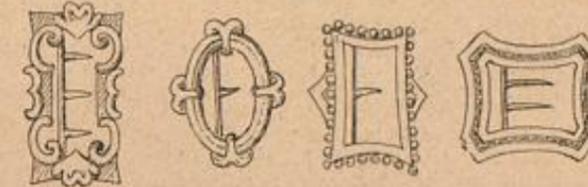
Kleine Silber-Grelots, auf schwarzen Sammet aufgenäht, bilden einen äußerst kleidsamen Schmuck für den Sommer.



Man kann auf diese Weise Gürtel, Gollier und Armband übereinstimmend herstellen. Von ganz aus Silber bestehenden Armbändern geben wir zwei zierliche Modelle.

Die Jugend liebt den Wechsel und hascht nach Neuem und Veränderung, aber die Bauernröcke, mit ihrer kleidsamen Einfachheit, tragen immer wieder den Sieg über die Draperien davon. Je nach Belieben, kann man diese Röcke einreihen oder in Plisse- wie Toffalten ordnen, ebenfalls nach Gefallen eine Schärpe hinten anbringen oder die Schärpe auch vorn um den sehr kurzen Taillenschloß legen.

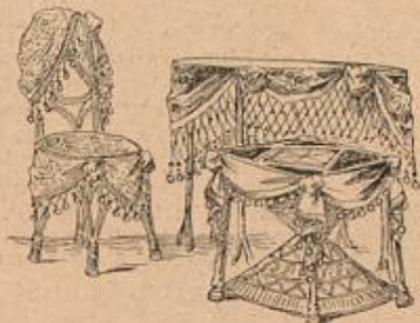
Eine sehr hübsche Mode besteht darin, das Kleid am Hals auszuschnitte und in der Taille durch Schnallen zu schließen, von



denen die untere etwas größer, als die obere sein muß. Das einfachste Baumwoll-Kostüm erhält dadurch ein ganz besonderes Gepräge. Auch auf den Schuhen sind die Schnallen mehr als je beliebt.

Nachträglich berichten wir von einer eigenartigen Toilette des Wiener Blumen-Corso's, die für eine „Wasser-Fürstin“ bestimmt war. Hut und Sonnenschirm waren aus Schilf angefertigt, zwischen dessen grünen Rippen einzelne Wasserlilien hin und her schwannten. Große Wasserlilien untrunkten die Duftrampe, Krystall-Tropfen umgitterten den Schirmrand; den Schirmgriff bildete ein Korallenweig. Die Robe aus wassergrünem Tüll war mit Lilien- und Schilfbüscheln gepußt. Die Dame beabsichtigte, in einem Wagen, welcher eine Riesenmuschel aus Schilf und Wasserlilien bildete, zu fahren; leider ließ sich aber für das Sattel- und Zaumzeug aus Schilf und Lilien kein passendes Gespann finden, da der schönen Rajade weder ein Delfin noch Lohengrin's wunderbarer Schwan zu Gebote stand. Den Muschelwagen ersetzte ein Landauer, den Bergföhneinnicht und Wasserrosen schmückten.

Die weichen, buntfarbigen Baumwoll-Stoffe sind sehr geeignet, um die dürftigen Formen der im Garten gebräuchlichen Korbmöbel zu drapieren und ihnen ein freundlicheres Aussehen zu geben. Pom-



pon- und Fädel-Franzen erhöhen noch die Wirkung. Die Tischplatte kann einen marmorähnlichen Bezug erhalten. Der große, für die Arbeit im Garten sehr bequeme Rock ist einfach mit blauem Satin und einer schmalen, rothen Wollfranze verziert.

Wie viel man auch schon gegen den Frack geeifert hat, so sind doch alle Bemühungen, dieses unschöne Kleidungsstück aus der Welt zu schaffen, erfolglos geblieben. Unter solchen Umständen muß es als ein erfreulicher Gewinn begrüßt werden, daß man dem Ungeheim der Herrenmode wenigstens eine langweilige Einförmigkeit zu nehmen sucht. Bekanntlich ist in Paris vor längerer Zeit die Sitte aufgekommen, bei festlichen Gelegenheiten im rothen Frack zu erscheinen. Die Neuierung hat zwar im Anfang nur wenig Nachahmer gefunden, aber in der letzten Saison ist der rothe Frack in der französischen Hauptstadt für die Gesellschaften fast zur Vorschrift geworden. Natürlich werden auch für Weste und Beinkleid die entsprechenden Farben gewählt. Die Herrenwelt braucht sich über diese Reform durchaus nicht zu beklagen, denn der rothe Leibrock, der in allen Schattirungen, vom dunklen Purpur bis zu den hellen Farbtönen, getragen wird, verleiht eine weit größere Eleganz und eine gefälligere Abwechslung, als der schwarze Frack mit seiner traurigen Monotonie, der in Paris fast nur noch bei Leichenbegängnissen und zu Amtshandlungen getragen wird. Allerdings hat die Neuierung auch einen sehr unangenehmen Beigeschmack: sie vergrößert die Schneider-Rechnungen recht erheblich, denn es geht nicht an, immer denselben Rothrock zu tragen.

Bei dem Blumenfeste im Pariser Bois de Boulogne ließ die Ungunst der Witterung die prachtvollen Toiletten leider nicht zur Geltung kommen, und doch waren gerade für dieses Fest in den berühmtesten Schneider-Ateliers wahre Kunstwerke geschaffen worden. Besonders hervorzuheben ist die Toilette der Madame de Las Cases: eine Polonaise aus weißem Tuch, sofest geschürzt über einem reichen Couture-Rock. Für Mademoiselle Gondamo wurde zu einer Taille aus mattblauer gemusterter Peking-Seide, mit harmonisirendem Kashmir-Gemisch und Goldschmüren, ein drapirter Kashmir-Rock gefertigt. Frau Henri Couve erschien in einer Robe aus Drap floelle, deren Taille eine Schnurstickerei in Schwarz, Gold und Silber bedeckte; dieselbe wiederholte sich auf der Draperie des sonst glatten Rockes. Eine für Frau von Kern gearbeitete Toilette besteht aus cremefarbenem Crepon mit Atlas-Garreau; der Rock ist sehr originell drapirt, die Taille mit starken, cremefarbenen Schmüren besetzt. Schließlich sei eines eigenthümlichen Staub- oder Reifemantels erwähnt, der, in der Form den Mänteln der irischen Bäuerinnen ähnlich, aus cremefarbener Serge hergestellt und mit Satin mervilleux gefüttert ist. Der in tiefe Falten geordnete Capuchon bildet rings um den Kopf eine dicke Rüsche.

Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



Mit dem Pompadour zeigen wir eine neue Verwendung der bisher hauptsächlich als Kragen- und Aermel-Garnitur benutzten, slavischen Stickerien, welche, nach alten Vorlagen in farbigem Garn auf Leinen ausgeführt, die National-Kostüme des Egerlandes verzierten. Diese interessanten, meist mit feiner, genähter Spitze abschließenden Stickerien bilden jetzt einen bedeutenden Handels-Artikel, besonders in den böhmischen Bädern.

Zwei Stickerien, von je 17 Cent. Länge zu 12 Cent. Breite, staten den aus braunem Atlas hergestellten Pompadour aus. Starke, braunseidene, in einige Schlingen gelegte Schnur und ein Gummizug dienen als Halter und Schluß.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Kumskraut. — Bei einer aus den russischen Ostsee-Provinzen stammenden Familie bekam ich unter dem Namen „Kumskraut“ eine sehr wohlgeschmeckende Art Sauerkraut zu essen. Wer lehrt mich die Bereitung dieses Krautes?

Hausfrau auf dem Lande.

Topfpflanzen im Freien. — Gibt es ein Mittel, in's Freie gestellte Topfpflanzen gegen das Eindringen von Regenwürmern zu schützen?

Junge Gärtnerin.

Maulwürfe. — Wie schütze ich den prächtigen Rasen meines Gartchens gegen die Verwüstung durch Maulwürfe?

A. K. in K.

Unkraut in Steinpflaster. — In meinem schön gepflasterten Hofe schießt trotz allen Ausdrüpfens immer von Neuem das Unkraut hervor. Wie läßt sich dasselbe gründlich beseitigen?

Eine Deutsche im Auslande.

Beerenobst-Wein. — Wer kennt ein Mittel, dumpfig gewordenen Beeren-Weinen wieder guten Geschmack zu geben?

Sparsame Hausfrau.

Gurken. — Wie kann man Gurken lange frisch erhalten?

R. L. in M.

Obstsaft und Fruchtfleisch. — Wie kann man bei Gewinnung des Obstsaftes am besten das Fruchtfleisch verwenden?

Margarete.

Schlafzimmer. — Auf welche Art führt man Schlafzimmer am besten gute Luft zu?

F. L.

Antworten.

Beschneiden von Hecken. — Am besten beschneidet man lebende Hecken nicht im Frühjahr, sondern in der Zeit vom 1. August bis 1. März. Dies erscheint dringend geboten mit Rücksicht auf die Brutstätten der für die Landwirtschaft so nützlichen Vögel. In verschiedenen Kreisen Preußens, auch im Großherzogthum Hessen, sind in dieser Beziehung betreffs der Hecken an öffentlichen Wegen strenge Vorschriften erlassen worden. Natürlich kann man Privat-Grundbesitzern solche Vorschriften nicht machen; doch thäten sie im öffentlichen Interesse gut, die gleiche Rücksicht zu beobachten.

F. R.

Reinigung von Badeschwämmen. — Man legt die Schwämme in ein Gefäß mit lauwarmem Wasser, streut eine nicht zu kleine Dosis Keesalz darüber und läßt sie so einen halben Tag stehen. Abdann werden sie in reinem Wasser ausgewaschen.

J. J.

Fliegenleim stellt man her durch Zusammenschmelzen von zwei Theilen Kolophonium, einem Theile Terpentinöl und einem Theile Küßöl. Das Schmelzen muß bei mäßiger Wärme geschehen.

B. D.

Cylinder vor dem Zerpringen zu schützen. — Der Cylinder wird in ein mit kaltem Wasser gefülltes Gefäß gelegt und legirt, nachdem man etwas Kochsalz hinein gethan hat, auf das Feuer gestellt. Nachdem das Wasser eine Zeit lang gekocht hat, läßt man es, durch Verminderung der Gluth, recht langsam wieder erkalten. Ein so behandelter Cylinder widersteht jedem, auch noch so jähen Wechsel von Kälte und Wärme. Auch alle anderen Gläser, ebenso Geschirre aller Art, lassen sich so vor dem Zerpringen durch zu schnelles Erhitzen bewahren.

L. B.

Bronze-Gegenstände. — Man reinigt die Gegenstände von Staub und Schmutz und reibt sie, mittelst eines Lappens, mit einer Mischung von zwei Theilen Wasser und einem Theile Salzsäure ab. Wenn die Bronzen wieder trocken sind, werden sie mit einem in Baumöl getauchten Lappen so lange gerieben, bis sie glänzen.

G. R. G.-g.

Benzin. — Wenn die mit Benzol gereinigten Kleidungsstücke noch lange den unangenehmen Geruch behalten, so ist dies ein Beweis, daß das verwendete Benzol unrein war. Von der Reinheit des Benzins kann man sich leicht in folgender Weise überzeugen: Man taucht einen baumwollenen Lappen in das Benzol und läßt die anhaftende Flüssigkeit, nachdem man den Lappen wieder herausgezogen, ohne letzteren zu bewegen, verdunsten. Bei gutem Benzol wird der Lappen dann einen kaum noch wahrnehmbaren Geruch haben. Je länger und penetranter der Geruch bleibt, desto unreiner ist das Benzol.

G. R. in K.

Bernstein zu kitteln. — Man befeuchtet den Bernstein-Gegenstand an den Bruchstellen mit Aetz-Kali und drückt die Stücke fest an einander. Die Stelle des Bruches wird kaum noch wahrnehmbar sein.

F. v. S.

Blumensträuße kann man lange in Gläsern frisch erhalten, wenn man jeden Morgen das Wasser erneuert und denselben eine kleine Messerspitze Ghili-Salpeter oder etwas aufgelöstes übermanganäures Kali beifügt. Auch kann man noch einen Theelöffel Salmiakgeist in das Wasser thun. Ein so behandelter Blumenstrauß hält sich vierzehn Tage frisch.

G. S. in Göttha.

Brodhaus' Conversations-Lexikon liegt nunmehr in der dreizehnten Auflage, welche im Herbst 1881 begonnen worden, bis auf die Supplemente vollständig vor. Das vortreffliche Werk, das in der encyclopädischen Literatur einen ganz hervorragenden Platz einnimmt, ist in der neuen Auflage um einen Band vermehrt und einer völligen Umarbeitung unterzogen worden. Die Vermehrung des Inhaltes kommt insbesondere jenen Gebieten aus dem reichen Culturleben unserer Zeit zu Gute, die gegenwärtig eine actuelle Bedeutung erlangt haben. Alle Fortschritte in den Naturwissenschaften, der Technik, der Industrie, des Militärwesens und der Landwirtschaft, sowie die Ergebnisse der neueren Forschungsreisen und die immer weiter fortschreitende Entwicklung des Volks- und Staatslebens haben in blühender und doch klarer, gemeinverständlicher Form die genaueste Berücksichtigung erfahren. Eine willkommene Bereicherung bilden ferner die Abbildungen, die theils dem Texte unmittelbar beigegeben, theils am Schluß eines jeden Bandes hinzugefügt sind. Die instructiven Illustrationen umfassen die mannigfaltigsten Zweige des Wissens und dürften dem Werke um so mehr neue Freunde erwerben, als sie mit großer Sorgfalt ausgeführt sind.

G. R.

Wappentunde. — Die Anwendung von Wappen und heraldischen Verzierungen gewinnt heutzutage eine immer größere Verbreitung, und doch herrschen selbst in den gebildeten Kreisen über das Wappenwesen die sonderbarsten Vorstellungen. Daher kommt es, daß in den meisten Fällen bei dem Gebrauche derartiger Embleme gegen die einfachsten Regeln der Heraldik verstoßen wird. Seltener Weise sind viele Leute von der Nothwendigkeit befangen, als ob die Wappentunde nur eine Beschäftigung für Aeliche sei. Man vergißt dabei die unzähligen Vereine, Verbindungen und Corporationen, in denen oft nicht ein einziger Aelicher zu finden ist, und die doch alle ihre Wappen in den Bannern führen. Bei jeder Festlichkeit, mag dieselbe eine öffentliche Feier oder eine private Familien-Bergnügung sein, werden allenthalben heraldische Decorationen in den mannigfaltigsten Formen verwendet. Ja, noch mehr, die Kunst, insbesondere aber das Kunst-Gewerbe, benützt jede sich darbietende Gelegenheit, die Gegenstände mit Wappen oder ähnlichen Zieraten zu schmücken. Leider kommen dabei nicht selten die wunderbarsten Gebilde zu Tage. Der häufigste Fehler ist der Anachronismus. Das kann man besonders auf unseren Ausstattungs-Bühnen und sogar auf hervorragenden Gemälden berühmter Maler sehen. So findet sich z. B. im Berliner Rathhause ein Relief, welches auf einer von Teufel gehaltenen Fahne das Wappen — des Papstes Pius IX. zeigt; und ein sehr bedeutender Maler der Reichshauptstadt hat auf einem seiner bekanntesten Bilder den Thronhimmel Karls V. mit dem Wappen des heutigen Kaiserthums Oesterreich geschmückt. Es würde also durchaus nicht schaden, wenn man der vernachlässigten und mißachteten Wappentunde etwas mehr Aufmerksamkeit schenkte. Im nun die Kenntnisse der wichtigsten heraldischen Gesetze im Publicum möglichst zu verbreiten, hat der Berliner Verein „Herold“ die Herausgabe eines kleinen Büchleins veranlaßt, welches in trefflicher Weise die Hauptregeln der Heraldik zusammenfaßt und kurz erläutert. Diese

„Wappenfelde“ von Ad. M. Hildebrandt (Frankfurt a. M., Kommel, M. 1) wird gewiß allen denen willkommen sein, die für ihre Häuser, Wohnungen und Gebrauchs-Gegenstände einen Wappenschmuck wünschen.

G. R.

Um Reis schön groß und trocken zu kochen, giebt es, je nach der Verwendung, verschiedene Methoden. Die Italiener, die gerade in der Bereitung von Reispfeifen berühmt sind, thun ein Stück Butter und eine gehackte Zwiebel in eine Casserole, waschen den Reis gar nicht, sondern reiben ihn zwischen Tüchern ab, werfen ihn in die Butter, braten ihn unter fortwährendem Röhren gelblich, geben dann gute Bouillon hinzu und kochen ihn in 20—30 Minuten weich und körnig gar. In dessen darf der Reis während dieser Zeit nicht mehr gerührt, sondern nur geschüttelt werden. Es ist dies der sogenannte „Bouillon-Reis“. Soll der Reis für Milchpfeifen verwendet werden, so wäscht man ihn, setzt ihn mit soviel kaltem Wasser auf's Feuer, daß dieses knapp übersteht, gießt es, sobald es zu kochen beginnt, ab und erseht es fortgesetzt so lange durch abermaliges kaltes Wasser, bis der Reis weich, körnig und trocken ausgequollen ist.

R. J.

Eierpunsch. — Es giebt sowohl warmen, wie kalten Eierpunsch. Zur Herstellung von warmem Eierpunsch vermischt man 4 ganze Eier und 8 Eigelb mit 1/4 Kilo Zucker, auf dem die Schale einer Citrone abgerieben wurde, ferner mit dem Saft von 3 Citronen, einer Flasche Weißwein und einem Quart Wasser. In eine gut verzinnte Casserole gethan, wird diese Masse auf gelindem Feuer so lange mit dem Schneebesen geschlagen, bis sie sich verdickend, auflöst; dann gießt man 1/2 Quart Arac hinzu.

Kalter Eierpunsch ist ein amerikanisches, zwar etwas theures, aber ganz vortreffliches Getränk. Man rechnet auf je 1 Eigelb 1 Eßlöffel dicke, süße Sahne, 1 Theelöffel feinsten Jamaica-Rum und 1 gehäuften Theelöffel Zucker. Zunächst gießt man den Rum auf die Eigelb, um ihn mit diesen zu vermengen, fügt dann Zucker und Sahne hinzu und schlägt die Masse fortgesetzt mit dem Schneebesen; zuletzt giebt man das zu steifem Schnee gerührte Weißer der Eier dazuwischen. Die angegebene Menge des Zuckers und Rums kann nach Geschmack verändert werden; auch dient das Eiweiß nur dazu, die Masse zu vermehren.

A. K.

Butter für den Winterbedarf. — Zum Einschlagen für den Winterbedarf ist vorzugsweise die Butter des September-Monates zu empfehlen; doch kann auch schon im Mai, sobald die Röhre grünes Futter bekommen, damit begonnen werden. Jedenfalls aber ist das Einschlagen an einem heißen, gewitterschwülen Sommertage zu unterlassen. Eine wesentliche Bedingung zum Aufbewahren ist, daß die Butter frei von allen Milchtheilen sei. Man knetet sie auf einem mit kaltem Wasser angefeuchteten Tische oder in einer Holzmulde tüchtig durch, rechnet auf 1/2 Kilo 25 Gramm Salz und drückt die Butter mit einem angefeuchteten Löffel so fest als möglich in Steintöpfe. Nachdem sie glatt gestrichen worden, wird die obere Fläche mit einem feuchten Leinwandluche bedeckt und der Topf mit Papier geschlossen. — Eine zweite Methode besteht darin, die Butter mit etwas scharfem Essig, je einen Theelöffel auf 1/2 Kilo, durchzutunten, da der Essig alle Milchtheile auszieht. Abdann wäscht man die Butter in Wasser nach, salzt sie auf die angegebene Weise und füllt sie dann in zuvor mit Salzwasser ausgepülte Töpfe, derart, daß oben ein zwei Finger breiter Rand frei bleibt. Nachdem die Oberfläche der Butter glatt gestrichen ist, durchsticht man sie mit einem sauberen Holzstäbchen bis auf den Grund, legt einen angefeuchteten Leinwandlappen darüber und gießt so viel Salzlake auf die Butter, daß sie vollständig bedeckt ist; sobald die Lake verdunstet ist, muß frische hinzugegossen, auch der Lappen häufiger ausgewaschen werden. Die Lake bereitet man, indem man 1 Liter Wasser mit 125 Gr. Salz auflöst und die Mischung erkalten läßt. Beim Gebrauche muß auf diese Art conservirte Butter zuvor mehrere Male in kaltem Wasser ausgewaschen werden, da sie leicht zu fäulen ist. In neuerer Zeit hat man die eingeschlagene Butter auch vielfach mit einer Schicht zerlassenen Rinder- oder Hammeltalg verschlossen, der, abgekühlt darübergegossen, die Luft abschließt.

A. G.

A. v. L. — Drei der feinsten Dichtungen von Karl Erdmann Adler sind in englischer Uebersetzung bei Richard Dentley and Son in London erschienen. Die werth in unserem Blatte veröffentlichte Uebersetzung „Glandine“ hat dem weitbekannten Werke von Titel gegeben: „Blindens and other Tales“. Der Uebersetzer ist der frühere Vicar von Indien, Carl Robert Lytton, Sohn des Lord Edward Palmer-Pyton. Das Werk, das in der englischen Presse eingehende Besprechungen erfährt, ist mit einem Vorwort ausgestattet, wie es deutschen Büchern nur ganz ausnahmsweise zu Theil wird.

A. in L. — Die grüne Wallnusschalen zur Reinigung der Zähne verwendet werden, ist uns unbekannt; auch können wir an dieser Reinigung nicht glauben. Fürst doch der Saft grüner Wallnusschalen, wie schon manche Hausfrau beim Einmachen erfahren haben wird, die Haut bräunt.

Ed. K. — Ein Establishment, das zum Verkauf eines Albums in blauem Sammet geeignet wäre, ist das Kunstgewerbe-Museum von Hirschwald, Berlin, unter den Linden. Ferner ist für dergleichen Zweck die im Winter haltende Weihnachtsmesse im Architekten-Paule, wie die Kunstgewerbe-Verein in München zu empfehlen. Keines der genannten Institute übernimmt aber irgend eine Garantie; die Einleitung geschieht stets mit eigenem Risiko.

Et. in B. — Angostura-Bitter ist in Berlin in jedem Delicatessen-Geschäfte zu haben.

Edith in G. — Für die Angabe von Pensionen und Hotels, die zur Aufnahme einzelner Damen geeignet wären, verweisen wir auf die Wädelerschen Reise-Handbücher, die sich in jedem Falle als zuverlässig erweisen.

Zur Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. — Die Post-Abonnenten in Deutschland ersuchen wir, das Abonnement stets zeitig vor Ablauf des Quartals zu erneuern, da die Post nach Quartals-Anfang die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen Entrichtung von 10 Pfennigen extra nachliefert. Die Expedition.

In dieser Nummer gehört für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Kostümbild und ein Supplement mit folgendem Inhalt: Illustrationen: Der wilde Westen in der amerikanischen Ausstellung zu London. Von J. Charlton. Rouvier, französischer Minister-Präsident. Ferron, französischer Kriegsminister. Cyclon in Kansas. Von R. W. Harris. Der Bergsturz bei Springen in der Schweiz. Von R. Kifling. — Text: Zeitgeschichtliche Rundschau.

Die illustrierte Zeit erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbögen nebst jährlich 24 Roden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbigen Rodenbildern; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (24 bis 26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit Supplement und allen Kupfern (jährlich 52 illustrierte Beilagen, 36 farbige Rodenbilder und 12 Kostümbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.